

DER

QUERSCHNITT

QUERSCHNITT

= letztes Heft / sehr selten!

Sächsische
Landesbibliothek

16. DEZ. 1991

H. 347



16.
1936,
2-4,6-10

Sächsische
Z 8°

1291

Landesbibl.

AND-HEFT

TOBER 1936
T 10/ XVI. JAHR

BER: E.F. v. GORDON

Bücher, von denen man spricht . . .

Deutsche Einheit

Idee und Wirklichkeit vom Heiligen Reich bis Königgrätz

von Heinrich Ritter von Srbik

Groß-Oktav. I. Band 460 Seiten, II. Band 428 Seiten

Jeder Band geheftet RM 13.50. In Leinen RM 16.—

„Als Leistung und als überzeugendes Bekenntnis zur deutschen Einheit stellen wir Srbiks Werk in die vorderste Reihe der heute an großen und schöpferischen Darstellungen wahrlich nicht reichen deutschen historischen Literatur.“ Deutsche Allgemeine Zeitung

Österreich in der deutschen Geschichte

Ein Vortragszyklus

von Heinrich Ritter von Srbik

Groß-Oktav. 80 Seiten. Steif geheftet RM 1.75. In Leinen RM 2.85

Dieser Zyklus von drei Gastvorträgen, die Srbik an der Berliner Universität über das obige Thema hielt, haben in der gesamten deutschen Presse einen ungeheuren Widerhall gefunden, sie sind eine meisterhafte Begründung und Vertiefung des gesamtdeutschen Denkens und der gesamtdeutschen Idee.

Auf Spuren der alten Reichsherrlichkeit

von Wilhelm Schäfer

200 Seiten mit 115 Bildern in Autotiefdruck. In feinem Leinenband RM 6.50

Wir erleben in diesem glänzend geschriebenen Buch des berühmten Autors deutsche Geschichte, wir lesen in ihren Spuren, durchwandeln Thingstätten, karolingische Pfalzen und das Maifeld, das Paradies alter Reichsherrlichkeit im Städtedreieck Worms—Mainz—Frankfurt a. M., und erleben die Romantik des deutschen Rheins. Von der Schwelle des Heiligen Reiches der Deutschen, an die uns großes Erleben führte, sollte sich kein wahrhaft Deutscher dieser erkenntnisreichen Rückschau in das „Heilige Römische Reich“ verschließen. — Von der Reichsjugendführung in das Jugendschriftenverzeichnis aufgenommen.

1000 Jahre altgriechischen Lebens

von Erich Bethe

172 Seiten mit 46 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Steif geheftet mit Bildumschlag RM 4.80. In Leinen RM 5.80

Blutvolle Bilder altgriechischen Lebens in charakteristischen Epochen an seinen Hauptorten erstehen vor uns. In Mykene, der vorzeitlichen Wiege der Hellenen — in Sparta, das den stählernen griechischen Menschen schuf — in Milet, der Metropole griechischer Kolonisation und der Wiege griechischer Wissenschaft und Kunst — in Athen Höhepunkt der griechischen Seele und kulturelle Blüte, und in Alexandria die Kulmination griechischer Kultur und Expansion mit beginnender kosmopolitischer Überschneidung und schließlichem Niedergang.

„Dieses Werk gehört zu den 5 bis 6 schönsten Büchern des Jahres.“ (Presseurteil)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG F. BRUCKMANN A.G. MÜNCHEN

DER QUERSCHNITT

XVI. Jahrgang

Berlin, Oktober 1936

Heft 10

INHALT

<i>Arnold Köster</i> , Takt und Tradition	579
<i>Fabian Tobias</i> , Anglomanisches Brevier	582
<i>Friedrich Luft</i> , Die Verschwörung der Männer	587
<i>Aldous Huxley</i> , Der Kult des Infantilen	593
<i>Wilhelm Scheuermann</i> , Beefsteak und Sandwiches	595
<i>Irene Seligo</i> , Those funny Germans	600
Black Susi	604
Was man von England wissen muß	605
<i>Sir Arthur Willert</i> , „Foreign office von innen“	607
<i>Arnold Krieger</i> , Gedanken über Oskar Wilde	612
<i>Artur Zickler</i> , Als Wallace-Leser in London	613
<i>Matt Taylor</i> , „Achtung, Aufnahme“	615
Schallplatten-Querschnitt	618
„Parfümierter Mythos“	619
Das literarische Kamel	620

Marginalien:

Wilmont Haacke, Londoner Kino - Knigge / *Artur Zickler*,
Wenn sie Diktatoren wären / *Chesterton*, Großstadtgedanken /
Leo Koszella, Englische Kuriosa / *Sven Schacht*, Wo hält der
Weltfilm? / *Fritz Neugaß*, Vom Sinn und Unsinn kunsthistorischer
Kongresse / *O. Brattskoven*, Vom Kunstmarkt / *Evelyn
Geesel*, Best-Seller und Gutes vom englischen Büchermarkt /
Arnold Littmann, Englisches auf Deutsch / Bücherquerschnitt

Umschlagbild von Otto Schmalhausen

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1936 by Heinrich Jenne Verlag, Berlin

Herausgeber: E. F. v. Gordon

Geschichte der Malerei

in ausgewählten Beispielen der bedeutendsten Gemälde

Das Gesamtwerk umfasst zwölf Bände im Format 22×31 cm
Jeder Band enthält 104 ganzseitige Kupfertiefdrucktafeln

Die einzelnen Bände sind in sich abgeschlossen und enthalten jeder
einen Zeitabschnitt aus der Blütezeit der deutschen, italienischen,
niederländischen, spanischen, französischen und englischen Malerei

Jeder Band ist einzeln käuflich
in Leinen RM. 12,50, in Halbleder RM. 16,50

Bisher erschienen:

Deutsch, Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts / Frohe, Italienische Malerei
des 14. und 15. Jahrhunderts / Goering, Italienische Malerei des 16. Jahr-
hunderts / Goering, Italienische Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts / Frohe,
Niederländische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts

3. Zt. erscheinen:

Deutsch, Deutsche Malerei d. 15. Jahrh. / Groffe, Niederländ. Malerei d. 17. Jahrh.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Kurt Wolff Verlag · Berlin

*Wenn Sie nach Berlin kommen,
verlangen Sie in Ihrem Hotel das*

BERLINER PROGRAMM

(BERLIN'S WEEKLY DOINGS)

Die Wochenschrift für den Fremden in Berlin

Kostenlose Verteilung in Hotels, Gaststätten, Reise- und Schiffahrtsbüros und sonstigen Auskunftsstellen.

Das Berliner Programm enthält die vollständigen Programme d. Theater, Konzerte, Kinos, Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Messen, Rennen und Sport, Besuchszeiten der Museen und Schlösser, Adressen der Gesandtschaften u. Konsulate u. a. m.

Probenummern kostenlos durch *Berliner Programm-Verlag*
Berlin W 35, Potsdamer Straße 28.



Westminster

Fot. Fritz, Gotha-Braunschweig

TAKT UND TRADITION

Von

ARNOLD KÖSTER

Es ist durchaus zutreffend, England als einen Kontinent für sich zu bezeichnen. Die *Society* als oberste Spitze einer straffen sozialen Gliederung, der jedoch der Stachel klassenkämpferischen Geistes fast völlig fehlt, ein Rechtssystem, das gar kein Rechtssystem nach kontinentalen Begriffen darstellt, und viele andere nur geschichtlich zu erklärende Institutionen lassen keine Vergleichsmöglichkeiten mit Europa zu. Genau so wenig wie europäische Maßstäbe für japanische Einrichtungen maßgebend sein können, deren Form und Inhalt ebenfalls ein so starker insularer Zug zur Superiorität und unbedingten Anerkennung anhaftet.

In welchem Maße dagegen das englische Königstum Symbol und Mythos geworden ist, wird nur von wenigen erkannt. Das Jubiläum Georgs V., die Wirkung seiner letzten Weihnachtsbotschaft im Empire und seines Todes zeigen, daß es hier eine Macht gibt, die ein ungeheures moralisches Kapital in Händen hält. Seit Cromwell verabscheut der Engländer Revolutionen. *Es gibt nur einen möglichen sozialen Revolutionär in England, und das ist der König.* Eine kleine unmutige Äußerung Eduards VIII. genügt, um aus Slums, den häßlichen Elendsvierteln dieses so reichen

Landes, die in Deutschland als Kulturschande gelten würden, saubere und menschenwürdige Siedlungen entstehen zu lassen.

Der Engländer weiß um den politischen Wert seiner alten überlieferten Einrichtungen. Als Cecil Rhodes im Kampf um die südafrikanischen Diamantenminen seinen stärksten Gegner, Barnato, auf die Knie zwang, spielte für die Übernahme der B.'schen Minen und Anteile die von Rhodes zugesagte Mitgliedschaft im Kimberley Club, dem Klub der Diamantenkönige, eine nicht geringe Rolle. „*Ich will Sie zu einem Gentleman machen*“, waren Rhodes Worte. Ohne Frage ein sehr menschenfreundliches Bemühen. Es ist englische Philantrophie plus 5 Prozent. In diesem Falle kann man getrost eine höhere Quote annehmen, denn nach Rhodes eigener Überzeugung ist der Gentleman das beste aller englischen Produkte. Heute noch ist es selbst für den hundertprozentigen selbstbewußten Businessmann aus dem Lande Washingtons und der Freiheitsstatue der höchste Augenblick seines Lebens, 'to shake hands' mit dem Könige oder dem Prince of Wales. Ein Empfang im Buckingham-Palast ist die große Sehnsucht seines Lebens, die schwerer wiegt als Dollars und selbst der Sieg seines Vereins im Base-bal.

Als ich einmal bei einem Besuche im House of Commons durch die Royal Gallery ging, wurde ich auf einen sehr weißen Fleck am Knie eines Matrosen auf dem riesigen Wandgemälde „Nelson's Death“ aufmerksam gemacht. Der Granatsplitter einer deutschen Zeppelinbombe, der hierher seinen Weg fand, feiert in diesem Fleck seine ständige Auferstehung. Wenn das Weiße durch die Patina der Zeit, die der Engländer sonst so sehr liebt, zu verblassen droht, so scheut man sich nicht, der Zeit ins Handwerk zu pfuschen. Es ist der Ausdruck eines starken Sinnes für Geschichte und Tradition, der in diesem kleinen weißen Fleck sichtbar wird.

So hängen noch heute in der St. Stephen's Crypt an Garderobenhaken kleine, unscheinbare rosa Bändchen. Diese Bändchen dienten früher den Members of Parliament zum Aufhängen ihrer 'swords', ihrer Degen, denn es war ihnen nicht erlaubt, diese in der Kammer zu tragen. Niemand rührt an diese Verkörperung alter Zeit in Rosa, die nur ein kleines Mosaiksteinchen im Bau großer Westminstertradition ist.

Auf der Terrasse des Parlaments an der Thames trinkt man Tee oder ißt Erdbeeren mit Sahne. Auch hier das Gefühl für Distanz und Rang. Die Mitglieder des Oberhauses, des House of Lords, die 'Peers', sitzen in einem besonders abgetrennten Teil der Terrasse. Beim Tee finden sich hier die bedeutendsten Köpfe englischer Politik zusammen. Man sieht Austen Chamberlain, hager und ganz Monokel, im vertraulichen Gespräch mit politischen Freunden. Dort spaziert Hailsham im grauen Cut, den grauen Zylinder gefährlich schief, beide Hände bis zu den Ellbogen in den Taschen. Rosig und verschmitzt sitzt sein Kindergesicht mit der Stupsnase über der weißen Chrysantheme. Exotische Gäste aus aller Herren Länder, Inder mit wundervoll farbigen Turbanen, Neger in aufdringlich vollendeter Eleganz heben sich merkwürdig vom Hintergrund der alten, gewaltigen Westminstergebäude ab. Man erkennt, daß man sich im Brennpunkt eines Weltreichs befindet.

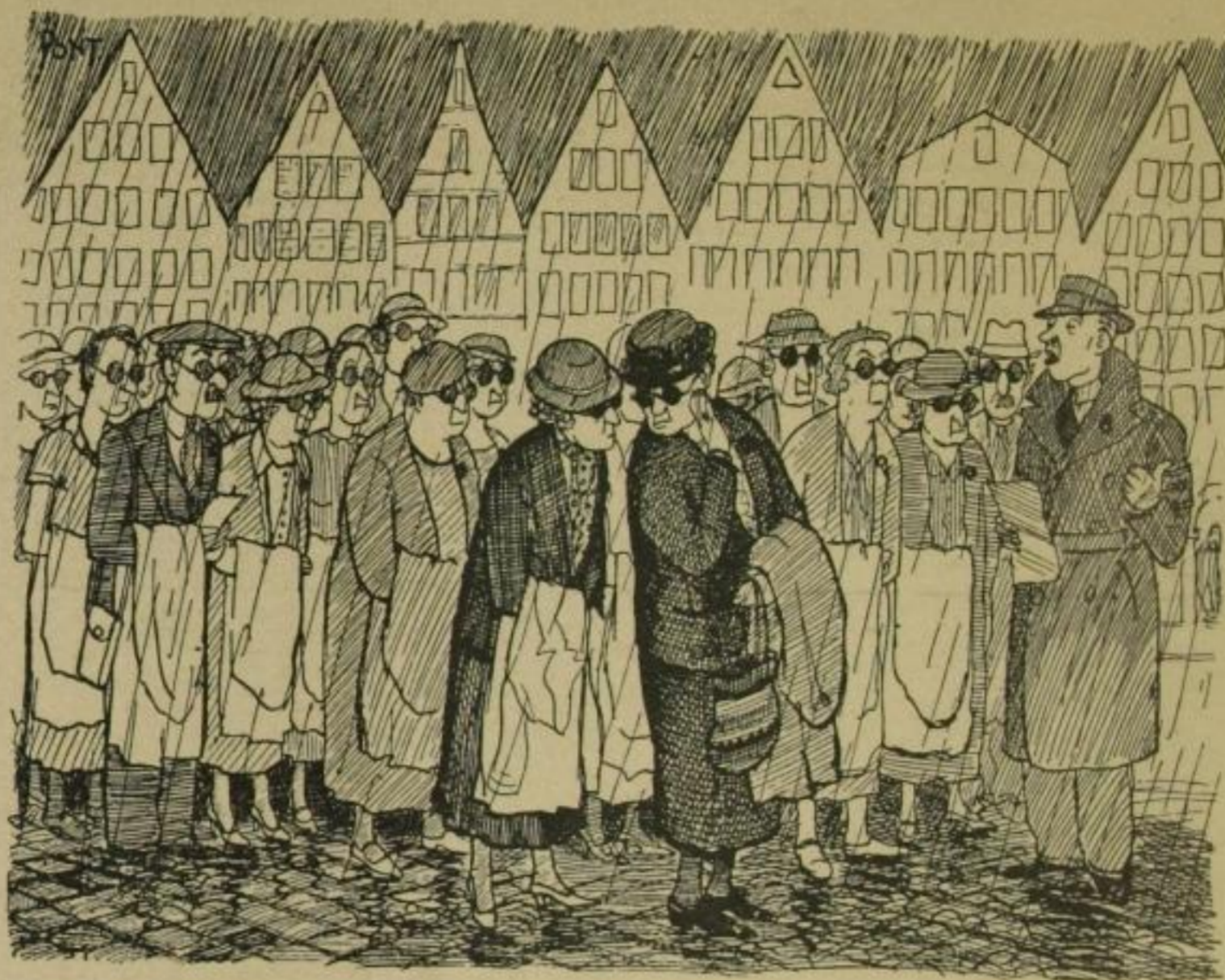
In kaum einem Land, vielleicht abgesehen von Indien, ist das Gefühl für Klassenunterschiede so groß wie in England. In Indien ist die Einteilung in Klassen und Kasten jedem Auge sichtbar und offenkundig. Aber in England lebt hinter einem demokratischen Vorhang ein Volk aristokratischer Gliederung und stärkster sozialer Unterschiedlichkeit. In keinem Land Europas ist es so bedeutungsvoll wie in England, mit dem richtigen Akzent zu sprechen. Es klingt für einen Deutschen kaum glaublich, daß eine bestimmte Aussprache für die soziale Stellung und die Zukunft des Sprechers von großer Wichtigkeit sein soll. Und doch ist es so. Und jeder Engländer wird es, wenn auch ein wenig verschämt, zugeben. Für den Buschaffner, den Polizisten, den Verkäufer, für jegliche gesellschaftliche Schicht spielt der Akzent seine Rolle. Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß einer meiner englischen Freunde mit Oxfordakzent, der in einer stürmischen Mosley - Versammlung in Olympia Zwischenrufe machte, nicht wie andere hinausgeworfen wurde. Hätte er mit Cockney-Akzent gesprochen, so wäre er unweigerlich und mehr als unsanft an die Luft gesetzt worden.

Diese Beispiele sind alltäglich und erscheinen dem Engländer eigentlich als etwas Selbstverständliches und keineswegs als unnatürlich. Der richtige Akzent bedeutet gute Erziehung, vielleicht Eton, Harrow und Winchester, Oxford oder Cambridge. Es bedeutet meist gute Familie, fast immer Geld und Einfluß. Vor solchen Dingen hat der Engländer eine Achtung, von der man sich bei uns kaum eine Vorstellung macht. Er betrachtet sie nicht als zufällig, sondern als Verdienst.

Snobismus ist der Regulator der Beziehungen der Klassen untereinander. Er ist in England ein soziales Erziehungsmittel von alters her. Der Name des Klubs, dem man angehört, des Schneiders, bei dem man arbeiten läßt, oder die Wohnungsadresse umschreiben die soziale Stellung jedes einzelnen mit unfehlbarer Präzision. Es gibt Leute, die den Kodex des Snobismus bis zur Vollkommenheit beherrschen, die genau wissen, welche Hausnummer in der und der Straße noch 'allright' ist und welche unmöglich ist. Für den Kontinentalen ist dieses alles oft etwas chinesisches und erinnert bisweilen an Andersens wundervolles Märchen von den Kleidern des Kaisers. Und doch steckt hinter diesem Spiel der bedeutende Ernst eines für alle verbindlichen gesellschaftsbildenden Beispiels.



*Das Gesetz der Primogenitur:
Tafel am Eingang zum Oberhaus*



„Sehr schön, aber der junge Mann bei der Führung im vorigen Jahr hat doch nie vergessen zu sagen, wann wir die Mäntel anziehen sollten“ (Punch)

ANGLOMANISCHES BREVIER

Von

FABIAN TOBIAS

„und wie man spricht / es ist ein lande nit dreyer heller besser /
dann das ander / also ist auch ein mensch nit ein lot besser der
natur halb dann der ander / allenthalben seynd frum und boesz /
der frumben wenig / der boeszen vil.“

Sebastian Frank, „Weltbuch-Spiegel“, 1534.

„Und wer franzet oder britten,
Italiänert oder teutschet,
Einer will nur wie der andre,
Was die Eigenliebe heischet.“

Wolfgang von Goethe, „Buch des Unmuths“, 1819.

„Isn't he handsome? Isn't he healthy? Isn't he a fine specimen?
Doesn't he look the fresh clean englishman, outside?
Isn't he gods own image? tramping his thirty miles a day
after partridges, or a little rubber ball?
wouldn't you like to be like that, well off, an quite the thing?“

D. H. Lawrence, „Pansies“ („How beastly the english bourgeois is“), 1929.

Shakespeare und Shaw sind die geistigen Exportprodukte des Empire. Beide stammen aus der Provinz der grünen Insel. Als Wilddieb, Pferdejunge und Bühnengehilfe begann der eine den Start in den Weltruhm, als Hyde-Park-Redner und frech-kritischer Weltreformer der andere seine

Karriere des Welterfolges. Es zeichnet London aus, daß Begabungen wie diese ihren Kampf um das Interesse der Allgemeinheit in dieser Stadt begannen, und es sagt viel über die älteste und erste der heutigen Weltstädte, daß sie Talente wie diese auf ihre mächtigen Schultern nahm und emportrug.

Der Dichter der Elisabeth und der Literat der Victoria fanden, als sie auf dem Kontinent nach verwandten Geistern suchten, die germanischen Witz und nordischen Humor mit Beifall belohnten, nur die Deutschen. Im gegenseitigen Verstehen schüttelte sich eine (wenn auch durch die Jahrhunderte entfernte) Verwandtschaft die Hand zum kameradschaftlichen Gruß. Es war großartig, wie die deutschen Dichter den englischen Geist verstanden, ihn formvollendet übersetzten, bühnengerechte Regisseure ihn vermittelten. Aber es wurde meist schlimm, wenn eine Weile danach die Anglistik kam und sich mit bewährter Gründlichkeit in die Textkritik stürzte. Von ihren bärtigsten Vertretern stammt das Märchen, mit dem sich jeder nach England gereiste „Gebildete“ am gastlichen Kaminfeuer unbeliebt macht, indem er nachplappert: das englische Volk verstünde seinen Shakespeare nicht.

Den wahren Shakespeare haben jene Kathederrhetoren weder am Leicester Square, noch im Old Vic, der Volksbühne auf der ärmeren Themse-seite, noch an ersten zärtlichen Aprilabenden in Stratford on Avon erlebt, nie Charles Laughton mit blutgeröteten Armen und irrfiebernden Augen als Macbeth aus der Kulisse vor ein aus Atemlosigkeit das liebe Rauchen vergessendes Parkett treten sehen.

An den gelegentlichen Mißverständnissen zwischen den beiden am meisten gesunden und frischen und jungen Nationen der weißen Rasse, deren Verbrüderung Josef Chamberlain um 1900 als ewige Friedensgarantie durch Führer-Völker erträumte, sind immer nur von beiden Seiten her die klugschnackenden Leute hinter dem Ofen schuld gewesen, die das andere Land nicht kannten.

Die Welt Englands nimmt vom ersten Begegnen an wie brüderlich gefangen. In Dreck und Speck, Ruß und Stuß des vernebelten Arbeitstages empfängt dich die Insel ohne freundlichen Willkommensgruß. Sie hatte keine Zeit, für jeden Hergelaufenen grüne Kränze zu flechten. Aber sie hat viel Zeit, dich und deine Papiere, dein Vermögen, deine Absichten streng unter die Lupe zu nehmen. Nichtstuer, die noch dazu arm sind, Hungerleider ohne Talent, sind bei reichen Leuten nun einmal unbefugt . . . Und sie werden mitleidslos vom „Immigration Officer“ in neutralster Höflichkeit auf das Schiff zurückgebracht und in eine bis Holland plombierte Kabine geschickt. Doch wer die Paßkontrolle in Harwich oder Dover passiert hat, ist ganz und gar ungebunden. Wanderer, gehe, wohin du willst, reise, wohin dich dein Herz wünscht, wohin dich die Unruhe trägt, niemand kommt mehr, um dich auszufragen. Du bist allein gelassen — und könntest es nach Bedarf bis zu deinem Tode bleiben.

Keinen Nachbarn auf der grünen Insel bekümmern die Neigungen des Bewohners vom angrenzenden Grundstück — und mag er Nashörner züchten. Jeder kann mindestens halb so verrückt sein, wie er will, falls und

solange ihm das Spaß macht. Jeder Spleen, der nicht gerade gemeingefährliche Dimensionen annimmt, darf bis zur Manie ausarten. Masse Mensch duldet den komischen Einzelgänger, begegnet ihm ohne Spur von Verachtung, belächelt aus gesunder Überlegenheit seine Farcen und Faxen. In England ist früh das Wort des großen Preußen: „Hier kann jeder nach seiner Fassung selig werden“, auf einen fruchtbaren Boden gefallen, auf dem der verständige Engländer ernten darf.

Die Sitten der „Vettern über dem Kanal“, wie eine frühere Epoche allzu vertraulich sagte, sind anders als kontinentale und noch immer aus Englands Insellage in ihrem bizarren Reiz zu deuten. Kein noch so belehener Engländer (und welcher wäre es heute nicht?) kann die Worte „Herr Doktor“, „Kultur an sich“, „schwerwiegende Probleme“, „ein gebildeter Mensch“, „Untergang des Abendlandes“ hören, ohne mit der gesunden Naivität des glücklichen Kindes, das seinen Ball mit dem langstieligen Schläger von Sonnabend mittag bis Sonntag abend über die Heide treibt, ohne hinter dem unbewegten, schmalen und gebräunten Gesicht zu lächeln. Und doch hat dieser Lacher oft bei seiner Romfahrt Goethes „Italienische Reise“ in der Tasche und schreibt nicht selten hübsche Epigramme in deutscher Sprache. Die anglogermanische Nation ohne den endlich auch hier zum Tode verurteilten Bildungsdünkel, das Volk, dessen Brust nie von falschem Stolz auf bloßes Schulbuchwissen geschwellt war, gebraucht in der täglichen Umgangssprache folgende deutsche Vokabeln: *Leberwurst, Liebe, Kindergarten, Wiener Schnitzel*. Alle natürlich in englischer Aussprache. „We are so different“ nur in den Dingen des Gemütes, der Nahrung und der Erziehung.

Von alledem, was man in England besitzt, spricht man nicht. Man hat Geld, jedoch ist es nicht üblich, damit „dick zu tun“. Man hat Sicherheit im Anzug, in der Gebärde, in der Bewegung, bei der Arbeit, beim Faulenzen, bei der Tageseinteilung, im Sport, unterwegs und ganz für sich in der privaten Einsamkeit des geheiligten Sonntags, doch tut man mit Vorliebe so, als wüßte man nichts davon. Alles soll selbstverständlich sein. Man ist derb, fröhlich und unbekümmert. Man kann altern und darf sorglos bleiben, ohne deshalb zu schnell für einen Windhund, einen „Bruder Leichtsinn“ gehalten zu werden.

Man gilt schon als Persönlichkeit, wenn man nur ein *verträglicher und umgänglicher Kerl* ist. Man wird ernst genommen, wenn man nur auftreten kann. In London queut man beim Warten auf den Omnibus freiwillig in langer und geduldiger Reihe. Und das tut man erst recht, wenn man schnell nach Hause will. Man ordnet sich selbst ein. In der großen Stadt sind sich alle gleich, denn ohne die selbstverständliche Tugend des *common sense* müßte die Tatkraft der auf dem gleichen U-Bahnpolster heimkehrenden Arbeiter und Lords erlahmen.

Morgens wartet der Chef im Büro, bis das Fräulein an der Schreibmaschine von ihrer Arbeit aufschaut und ihm zulächelt, ehe er ihr einen



Big Ben bei Nacht

Fot. Weltbild

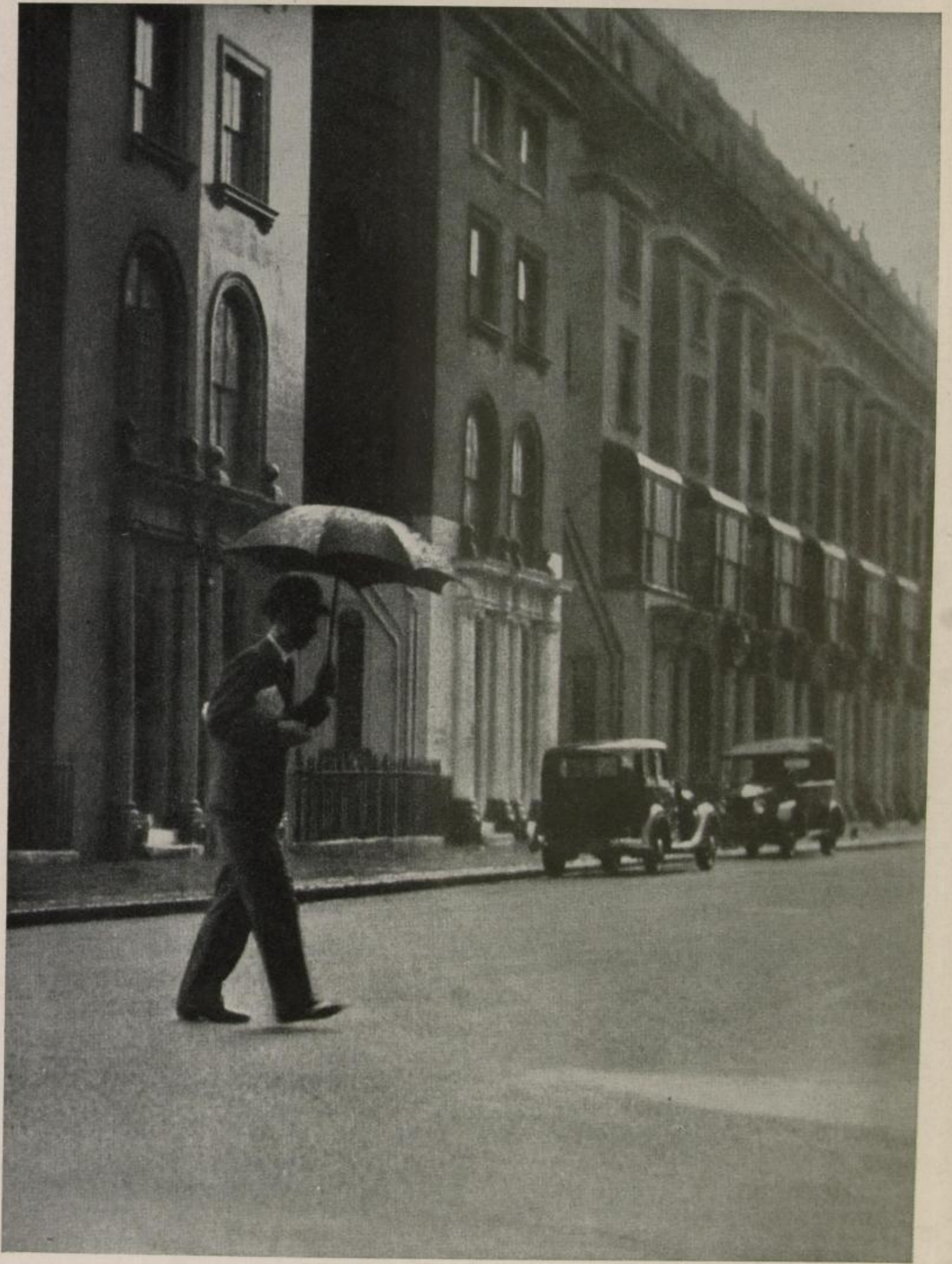


Verkehrs-Bobby am Piccadilly



Fotos Bill Brandt

Lambeth-Bridge



Fot. Bill Brandt

Der Heimweg bei Regen

Guten Morgen zunicken darf. Und wenn er sie gestern ungerechtfertigt getadelt hat, ist sie heute nicht zu sprechen. Auf der Straße grüßt die Dame zuerst, denn sie legt durchaus keinen Wert darauf, von Herrn Dämlich aus Eitelkeit weitschallend angesprochen zu werden. Kommt man in eine Gesellschaft, so reicht man seinen unwichtigen Namen, den sich keiner merken will und kann, nicht wie ein Tablett voll Sandwiches herum. Wird man doch vorgestellt, so ist noch lange kein Grund da, sich mit Mister Soebennochunbekannt die Hand eisern zu schütteln. Beide Arme kann man grubentief in die ausgebeulten Taschen seiner Flanells bohren und sich mit seiner ganzen Länge in einen der prächtigen Sessel fallen lassen und in höchster Gesprächigkeit alle zehn Minuten „*another cup of tea, please!*“ erbitten.

Auf der Insel hat man viel zuviel Form, um kleinbürgerliche Penibilität aufkommen zu lassen. Man legt keinen Wert auf umständliche Höflichkeitsfloskeln, denn man weiß nicht erst seit 1914, daß der eckigste Jüngling der tapferste Soldat, daß der nach Feierabend schläfrigste Eigenbrötler tagsüber der sauberste Arbeiter und der tüchtigste Cityman sein kann — *und es ist*. In der Kunst, die Kraft der Nerven zu sparen und in der Freizeit Reserven an Energie für den nächsten Tag zu sammeln, ist man weit vorgeschritten.

Das große Vorbild im Auftreten, im Benehmen, im Urteil und Geschmack ist die königliche Familie. Auf deren Lebensformen richten sich die Augen einer Nation, die noch immer ein Großteil der Welt beherrscht. Der König bevorzugt es, als der erste Zivilist seines Landes angesprochen zu werden. Im Polohemd, in der Baskenmütze, am Steuer des Wagens, auf dem Rücken des Pferdes ist er dem Volke am liebsten, so wie es seinen Vater am ehesten im weißen Segelanzug oder im saloppen Reitdreß kannte, seinen Großvater im hellgestreiften Sakko und dem steifen Strohhut (den heute die Amerikaner auftragen...). Als Sportsmänner und Diplomaten, allenfalls als Seeleute, immer aber als anonyme Gentlemen aus der guten Gesellschaft treten diese erstklassig angezogenen Herren auf, die den Heiligenschein der königlichen Hoheit am liebsten heimlich in der Garderobe abgeben. Royale Eleganz beruht in Schlichtheit und Qualität, diese wiederum sind das Geheimnis der Popularität des Herrscherhauses.

Denkmäler sind selten in London. Man hält sie kaum für Zierden der Parks, in denen wandelnde Spaziergänger die Anlagen zu schonen haben. Kinderspielplätze mit tollen Apparaten zum hemmungslosen Austoben sind wichtiger und über die reichsten wie die ärmsten Stadtteile Londons in gleicher Regelmäßigkeit und Ausstattung verteilt. An allen Ecken predigen Brunnen zum Tränken der Pferde mit freundlicher Inschrift eine kameradschaftliche Liebe zum Tier. Überhaupt sind Kind und Tier die Lieblinge der Pflege und Meinung.

Seit Jahrhunderten ist Englands Politik weltbeherrschend gewesen. Seine Geschichte verrät, daß es alle seine Siege mit dem geringsten Blutopfer

seiner Landeskinder, aber mit enormen Kapitalvergeudungen gewonnen hat. Seine bisherigen Erfolge haben ihm mit dieser Taktik, zu der es seine Insellage selbst im Zeitalter der Luftkriege anscheinend noch immer stehen läßt, auf die Dauer recht gegeben. Friedrich von Sanssouci und Bismarck von Schönhausen haben die Freundschaft dieses Landes nach Möglichkeit gepflegt, das mit kaufmännischer Geduld einen Napoleon zerrieb, während andere Völker dessen Armeen zerschossen.

Jeder Engländer ist — ein wenig — geborener Weltmann. Sein ganzes Leben lang als Arbeiter, Soldat oder Geschäftsmann reist er. In dem Blau seiner Augen ist die Weite der Meere. Seine Stirn ist frei von den Brettern, die des Kontinentes Sicht vernageln. Überall tritt er für den Wert der britischen Flagge freiwillig und verantwortlich ein. Beinah jeder Engländer ist unbewußt ein brauchbarer Politiker für sein Vaterland und ein Bannerträger seiner Regierung. Seine Erscheinung wirbt für seine Heimat auf der ganzen Erde. Seine korrekte Indifferenz macht ihn zum unauffälligsten Reisenden und läßt ihn mit beinah zu stoischem Gleichmut alles sehen. Wer in England aber nichts von den feinen Einzelheiten der hohen Politik versteht, der redet besser (wie das unter Leuten üblich ist, die sich nichts vorzumachen brauchen) über das Wetter von gestern, heute und morgen. Das schützt den zum Nörgeln veranlagten Spießier vor dem dummdreisten Kannegießern am Stammtisch.

Angesichts der englischen Frauen und Mädchen, ihrer Schönheit und ihrer Tüchtigkeit, ihrem *bon sens* und ihrer mütterlichen Kameradschaft, ihrer sportlichen Härte und ihrer blue-sanften Sentimentalität sollen schon Nichtschwimmer zu Kanalschwimmern geworden sein.

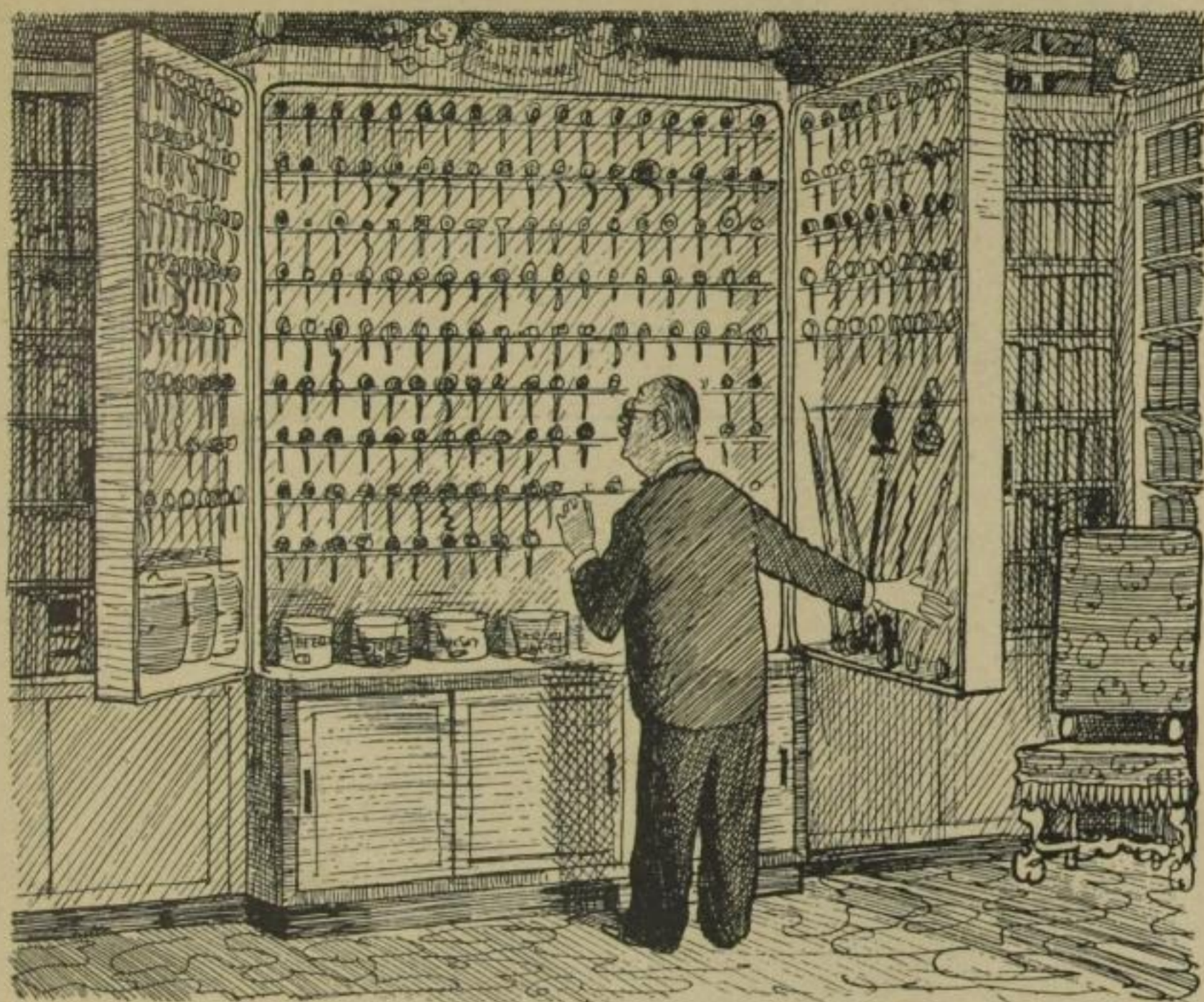
Frauen und Männer aus gleichem Holz, Menschen und Charaktere von gleichem Aussehen und ähnlichem geistigem Auftreten, das frei, zurückhaltend und selbstbewußt ist, trifft man in ganz Norddeutschland. Besonders ähnlich sind den Insulanern von Greater Britain die Bremer und die Hamburger. Das Geheimnis der ununterbrochenen Verwandtschaft dieser Menschen über die Jahrhunderte mag in wenigen Elementen zu suchen sein; es sind: die Nähe der Küste, das Wogen der Weltmeere, die Winde des Globus, der Nebel und das Gebrumm der Hafensirenen.

Germanische Nachbarvölker wie diese brauchen keine Freiheitsstatuen zu errichten. Die flüchtige Göttin logiert längst bei ihnen.

Schottische Predigt. Ein Priester der Kirche von Schottland entdeckte an einem Sonnabend seine eigene Frau schlafend mitten in seiner Lehrpredigt. Mit erhobener Stimme unterbrach er den Frieden, den sein monotoner Vortrag über die Gemeinde gebreitet hatte: „Susanna!“ Susanna fuhr auf, und mit ihr alle Schläfer. „Susanna, ich habe dich nicht deines Wohlstands wegen geheiratet, denn du hattest keinen. Ich habe dich nicht deiner Schönheit wegen geheiratet, wie die ganze Gemeinde beschwören kann; und wenn du nun auch noch keinen Anstand hast, dann habe ich einen schlechten Kauf gemacht.“

Susannas Schlaf war für diesen Tag wirkungsvoll unterbrochen.

THE BRITISH CHARACTER
LOVE OF PIPE-SMOKING



Der britische Charakter: Die Liebe zum Pfeiferauchen

(Punch)

DIE VERSCHWÖRUNG DER MÄNNER

Von

FRIEDRICH LUFT

Am nächsten Morgen fragte mich Mrs. Bell, meine freundliche Gastgeberin im Schottischen, dieses: „Sie sind gestern mit meinem Manne im Club gewesen. Wie war es? Wie sieht es innen aus? Was tun die Männer dort? Erzählen sie sich schmutzige Geschichten? Lassen sie sich völlig gehen? Sind sie anders als sonst? Wie sind sie, bitte? Ich will eine deutliche Antwort!“

Ich sagte nur: „Ich bitte Sie! Sie fallen über mich her, als hätten Sie nur gewartet, bis Ihr Mann aus dem Hause ging, um von mir ein ruchloses Geheimnis zu erfahren. Ich bin erst seit gestern hier. Sie sind schon zehn Jahre verheiratet. Sollte Ihr Mann Ihnen nie gesagt haben, was er dort treibt? Muß ich erst kommen?“

„Seien Sie vernünftig, Luft! Gewiß teilt er mir beiläufig mit, was er dort tut. Aber es sind immer die gleichen unbefriedigenden Auskünfte:

„Jim war da und erzählte von seiner Reise . . . Ich habe in den Zeitungen geblättert . . . Ich habe eine Partie Bridge gespielt . . . Wir haben über Politik gesprochen . . . Wir haben über Pferderennen geredet . . .“ Sagen Sie selbst: genügt das einer Frau? Kann er nicht auch hier Bridge spielen? (Und er weiß, wie ich nach einer richtigen Partie schmachte.) Kann er sich nicht Jim herbestellen und mit ihm klönen? Kann er nicht auch hier in Gottes Namen Zeitung lesen soviel er will? Dieser Club macht mich nervös. Er beunruhigte mich vom ersten Tage an. Ich glaube, er verheimlicht mir irgend etwas. Das Ganze ist wie eine Verschwörung unter Männern.“

„Um Gottes willen! Was für Worte, Mrs Bell! Was taten wir gestern? — Wir kamen in das große, graue Haus, und es sah vorerst aus wie ein schlecht geführtes Hotel. Wir gingen in den Speisesaal und aßen ein Abendbrot, bei dem ich nur bedauern konnte, daß wir nicht hier bei Ihnen waren. Wir bestellten einen einzigen und harmlosen Whisky in den Lesesaal; ein Alpdruck von einem Zimmer, dunkel und verraucht. Und Ihre Sessel hier sind auch bequemer, nur daß man dort die Füße auf den Tischen lagern darf.“

„Das darf mein Jack hier auch. Und er tut es gründlich. Das kann der Grund nicht sein, deswegen er mich Mittwochs und Sonnabends verläßt.“

„Gewiß nicht!“

„Und was taten Sie dann?“

„Was taten wir — ach ja: wir redeten mit einem Mr. Soundso, dessen Namen ich vergaß. Nichts von Belang. Ein paar Worte über Kornpreise und Bezirkswahlen — ganz obenhin. Später schrieb ich einen Brief und Ihr Mann las weiter. Dann gingen wir nach Haus. Das war bei meiner Seele Seligkeit alles. Ich habe nichts verschwiegen, noch hinzugefügt. Ich bin fertig.“ — War ich es wirklich?

*

Ich bin es heute noch nicht.

Der Club ist die unheimlichste, die zweckvollste, scheinbar sinnloseste, die gesetzloseste und zugleich in aller Heimlichkeit zuchtvollste, die strengste und wieder die lässigste Einrichtung, die der ohnehin rätselvolle Charakter unserer Vettern drüben erfunden hat.

Erfunden? Keineswegs! — Organisiert? Noch viel weniger! Sie ergab sich. Sie wurde. Sie war wohl notwendig. Sie trat in Erscheinung. Sie war da. Und keiner denkt darüber nach. Ein völliges Rätsel!

Ein bedrängendes Rätsel: Ich fand in Konservativen Clubs Männer mit provozierend liberalen Anschauungen. Ich sprach in Liberalen Clubs mit Leuten, von denen jeder wußte, daß sie konservativ wählten. Ich sah in Golfclubs Männer, die seit ihrer Jugend keinen Schläger mehr in der Hand gehabt hatten. Ich erstaunte über einige geschätzte Mitglieder des Königlichen Automobilclubs, die nicht die Andeutung eines Autos besaßen und keinerlei Auskunft darüber geben konnten, wie die Welt unter einer Wagenhaube beschaffen ist. Ich glaubte, daß in politischen Clubs notwendig von politischen Dingen die Rede sein müßte; aber es waren nur

ein paar für unsere Begriffe seichte Floskeln zu hören, daß man nie wissen könne, wie alles sich entwickeln würde... daß es unter Umständen mit Mussolini ein schlechtes Ende geben könnte, würde er nicht artiger... daß das ganze alte Europa in a hell of a mess wäre... 'By the way: how is your wife?' 'Thank you. She's keeping fine..'

Und ich begriff, daß es nicht darauf ankommen konnte, sich zu Zielen und hohen Idealen zu versammeln; daß man sich um keine Fahnen mit Liedern und Märschen und Hochgefühlen in der Brust versammelte; daß man keinen großen Worten verschrieben war. Man ging am Abend in den Club. 'I'm going to the club to night.' Mehr nicht.

Das Rätsel wuchs.

*

Es quälte richtiggehend mit der Zeit. Ich horchte herum und fragte meine Freunde, weswegen sie den Club besuchten. Sie konnten mir recht wenig sagen. Sie meinten, es wäre doch gemütlich und everybody tät es. 'My father did it too.' Ich versuchte Hintergründe aus ihnen sichtbar zu machen. Ich hielt sie verblendeterweise an, darüber nachzudenken, ob sich nicht vielleicht ein guter Teil ihres verwundernswürdigen Nationalcharakters in dieser Institution verberge. Ob sich da nicht eine sehr verdeckte, aber zugleich sehr folgereiche Weltanschauung zweimal die Woche ein wenig offenbare?

'D'ont try to be funny, man! Weltanschauung? ... Verstehe kein Wort. Let's go and have a drink!'

Ich hatte falsch gefragt. Ich hatte deutsch gefragt. Grundfalsch.

*

Im Liberal Club einer schottischen Stadt ist ein alter Herr zu finden, der noch umhergeht, wie die englischen Väter es taten. Er betritt den Club nie ohne Zylinder. Er verfügt über jene Lässigkeit, die uns immer wunderbar und unerreichbar scheinen wird, und die es ihm erlaubt, sich in für unsere Begriffe skandalöser Weise im evening dress auf seinem Stuhl zu lümmeln. Er hatte in seiner Jugend bei uns Mathematik und Philosophie studiert. Jetzt saß er da und nahm sich meiner an. Das Kreuzworträtsel der Times hatte er wie alle Tage gelöst. Ich dauerte ihn und er hatte Zeit für mich. Er pusselte des längeren an seiner Pfeife, die an einigen Stellen mit Leukoplast geflickt war. Er warf das Streichholz auf den Teppich, daß ich zusammenschauderte und an meine Mutter dachte.

Dann stellte es sich heraus, daß er zuweilen abstrakt zu denken liebte. Ein reines Phänomen für England. Ich saß ihm wirklich gegenüber.

„Hören Sie her, junger Freund!“ sagte er, und ein zweites Streichholz fand den Weg zum Boden. „Sie stellen urkomische Fragen mit Ihrem deutschen Mund. Verwirren Sie mir meine Freunde hier nicht! Falls die sich überhaupt verwirren lassen. Hören Sie lieber auf mich! Ich bin für englische Begriffe verderbt mit meinem Verstande. Wäre ich jünger, wäre das tragisch. Bei meinem Alter ist es nur komisch. Ich bin der Kauz dieses



ASCOT

Wo alle Frauen derart verschieden aussehen, ist es schade, daß alle Männer so genau einander gleichen (Punch)

Unternehmens, the club-bore, wie sie sagen, und fühle mich wohl dabei. Bei mir sind Sie am rechten Ort mit Ihrer inquisitorischen Art.“

„Machen Sie sich klar, daß Sie in Deutschland Biergärten haben und Kneipen, daß Sie des Abends, wenn Sie eine wohltätige und zuweilen notwendige Distanz von Frau und Haus gewinnen wollen, es nicht weit bis an die Ecke haben, wo sich Männer versammeln, die mit Karten auf die Tische donnern, wo sich männliche Gespräche breitmachen und wo Ihr weitgehend unter Euch seid.“

„Unsere paar miserablen Kneipen schließen nach einem unergründlichen und in jedem Stadtteil geheimnisvoll variierenden Gesetz zu früher Stunde. Sie sind kein Aufenthalt zum Zwecke des Ausruhens und der Gemütlichkeit. Sie sind zum puren Trinken geschaffen, und das muß schnell und sachlich geschehen, denn die Zeit ist begrenzt. Wir haben keine Biergärten mit Zigarrenrauch und Blasmusik zwischen Bäumen. Wir haben keine Schenken, in denen man geruhsam aufstöhnend die Beine für Stunden unter einem Tische lagern kann. Gemütlichkeit ist hierzulande ein Fremdwort, was die minderen Lokale betrifft. Aber wir haben den Club. Der ersetzt uns Eure göttlichen Kneipen.“

Mir schien die Erklärung flach, und ich zeigte das auf meinem Gesicht. Ich wollte mit Einwänden beginnen, da fuhr er schon fort. Vorerst goß er noch seine Pfeife auf den Teppich aus.

„Nur nicht hastig, mein Freund; es geht weiter. Sie haben, wie ich in den Zeitungen lese, in Deutschland jetzt die verschiedenen großen Verbände, in denen Männer zusammengeschlossen sind und Männliches tun, in denen sie unter sich sind, und in denen die Frauen fehlen. Lassen wir einmal beiseite, welchen Zielen Ihr damit dient. Lassen wir außer acht, daß Ihr dort in Uniform erscheint und einen Zweck vor Augen habt. Nehmen wir nur die Tatsache, daß Männer dort unter Männern sind, daß Ihr von Euren Häusern geht und unter Euresgleichen seid, daß Ihr Kameradschaft habt und einige männliche Tugenden bewährt. Nehmen Sie nur das. Und hören Sie, daß wir dergleichen so nicht haben, nie werden haben können. Wir haben etwas anderes. Wir haben den Club.“

„Und weiter: denken Sie schnell einmal dies: Ihr seid auf lustige Weise bekannt dafür, daß Ihr zu jedem Sinn und Unsinn in Vereinen zusammentrachtet und Euch untereinander auf harmlose Weise wichtig tattet. Als ich damals in Deutschland war, war das endloser Grund zur Heiterkeit. Aber lassen wir wieder die Vorwände beiseite, derentwegen die Männer sich da ernsthaft zusammensetzten. Welches war der gemüthafte Grund und Ursprung? — Ihr wolltet zusammenrücken. Euch tat ein bißchen Gemeinsamkeit wohl. Ihr zittert ein wenig vor Eurer Einsamkeit. Ihr wolltet mit anderen in einem Raume atmen. Es tat Euch gut, Ihr machtet Euch vor, der örtlichen Verschönerung oder der Erhaltung der Rechte unterdrückter Fußgänger zu dienen. Im Grunde aber genosset Ihr die Wärme des Nachbars, ein wenig menschliche Wärme und Nähe, die Euch vergessen ließ, daß Ihr im Grunde doch alles mit Euch allein abzumachen hattet. Ein frommer und verständlicher Betrug Eurer selbst, da — ich weiß es — Ihr Deutschen es schwerer habt von Natur als wir alle anderen. Ein kleiner Betrug aus Gemüt, wenn Ihr Euch vormachtet, einem Zweck zu dienen mit Eurer geschäftigen Gemeinsamkeit. Und wir? Wir haben den Club!“

„Ihr hattet Eure Burschenschaften und Corps, Eure Geschlossenen Gesellschaften und die Geselligkeitsvereine Konkordia. Ihr tattet Euch zu Bündeln jeglicher Art zusammen und streiftet, Jungen unter Jungen, mit offener Brust durch alle Natur und Ihr verachtetet die Mädchen. Ihr habt

jetzt Arbeitsdienst und Wehrdienst. Und — wieder von allem anderen abgesehen —: was geschieht bei Euch? Ihr fandet zur Männerkaste zurück, zum Männertrakt. Das ist ein Teil Eurer Entwicklung.“

„Wir hatten die Männerkaste niemals verloren. Den Ort, wo wir unter uns waren, hatten wir immer. Und so eigenartig er sich im Vergleich mit Euren Einrichtungen ausnehmen mag: — er erfüllt seinen Zweck. Wir sind einige Stunden der Woche mit Männern zusammen. Wir atmen Männerluft und haben unsere Gespräche und Gebräuche, und wenn wir zu unseren Frauen zurückkehren, so zeigt sich, daß das Ganze gut und nötig war; daß beiden gedient ist damit, den Männern wie den Frauen. Unterschied der Geschlechter ist ein Gesetz von Gott. Es tut der armen Mrs. Bell gut, wenn sie etwas beunruhigt ist. Sie weiß gar nicht, was sie dieser Unruhe alles verdankt. Sie ahnt nicht, wie notwendig der Club für ihren Jack geworden ist; sie merkt nicht, was wir ihm antun, wenn wir ihn unsere schlechte Luft hier ein paar Stunden atmen lassen. Wüßte sie es, sie dankte dem englischen Gott, daß er den Club entstehen ließ. Gott sei Dank, sie weiß es aber nicht.“

„Sie sehen mich fragend an? Seien Sie still! Ich weiß — man könnte sich produktiver versammeln, als wir es hier tun mit unseren Beinen auf den Tischen. Ich weiß es genau. Aber unser — wie es sich schon oft bewährt hat — unser Gesetz der nationalen Trägheit läßt uns nicht daran denken. Lassen Sie uns, wie wir sind! Organisieren Sie nicht an uns herum! Und Sie werden einsehen, daß die Verschwörung der Männer, daß unser Club, so wie er ist, seinen Zweck erfüllt.“

„Ich verlasse Sie jetzt. Ich habe zuviel gedacht. Mein Kopf wird morgen schmerzen. Und die anderen bemitleiden Sie schon. Gehen Sie dort zu G. M. Hill! Er wird Ihnen seine fragwürdigen Börsenkalauer erzählen und Sie zu einem Whisky einladen. Und machen Sie die Praxis durch!“

„Good night! I'm off.“

„Sir, said Dr. Johnson“

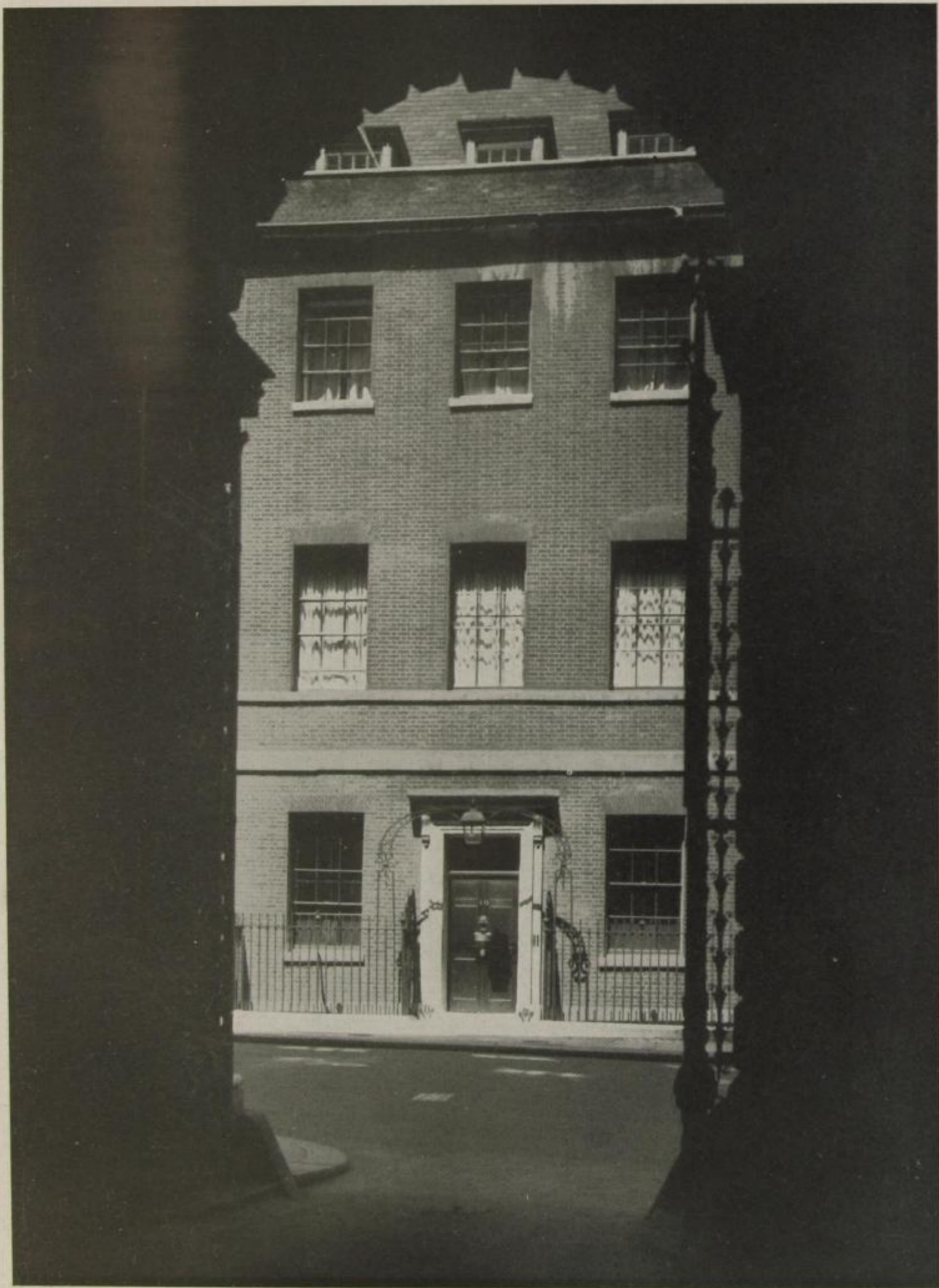
Ein Franzose muß immer reden, ob er etwas von der Sache versteht oder nicht. Ein Engländer aber ist ganz zufrieden, gar nichts zu sagen, wenn er nichts zu sagen hat. *

Mit einem Schotten ist viel anzufangen, wenn man ihn jung einfängt. *

Die wunderbarste Aussicht, die ein Schotte vor sich sieht, ist immer die Chaussee, die ihn nach England führt. *

Gehen Sie auf die Straße und halten Sie einem Mann einen Vortrag über Moral und geben Sie einem anderen einen Schilling — und dann passen Sie einmal auf; wer von den beiden den größeren Respekt vor Ihnen hat.

Dr. Samuel Johnson
(geb. 1709, gen. „John Bull“)



Fot. J. Dixon-Scott, London

Downingstreet 10,
die Wohnung des englischen Ministerpräsidenten

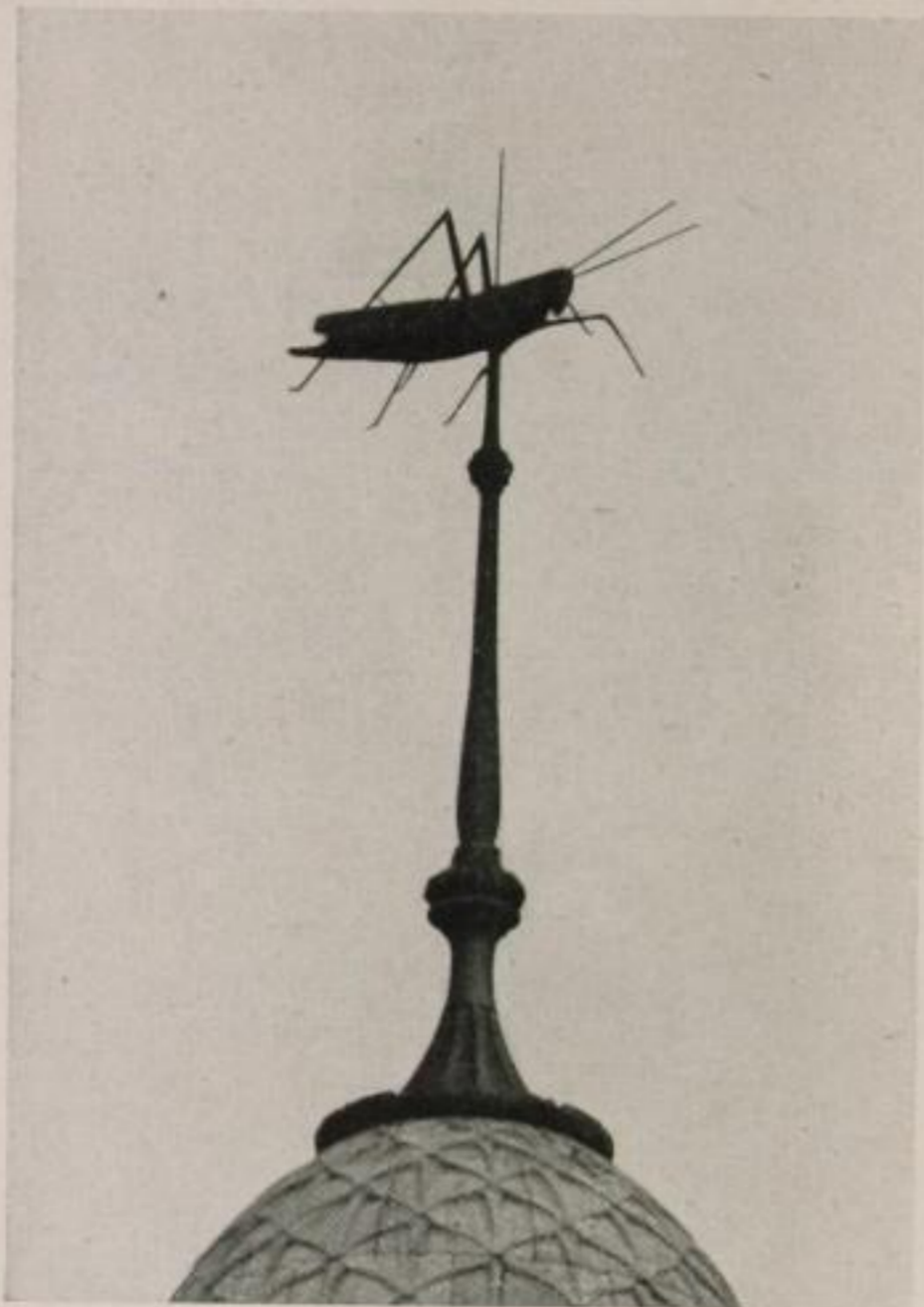


Garderobe in der Oper



Fotos Bill Brandt

Park Lane



Die Spitze der Londoner Börse



Der Stein an der Themse bei Putney,
von wo jährlich das Bootsrennen Oxford—
Cambridge gestartet wird



Der Schneider in Eton,
der nach Beginn der Ferien die Hosen der Eton-boys zur Reparatur abholt

Fot. Sport & General Press, London

DER KULT DES INFANTILEN

Von

ALDOUS HUXLEY

In allen großen Kulturen der Vergangenheit galt es als unumstößlicher Grundsatz, daß den Interessen und Werten der Erwachsenen der Vorrang vor denen der Kinder gebühre. Sokrates und Lucretius, Dante und Chaucer, Shakespeare, Voltaire und Goethe — alle repräsentativen Männer der schöpferischen Geschichtsepochen — waren reife Menschen und schufen reife Werke. Mit dem XIX. Jahrhundert aber setzte ein Wandel ein. Sowohl in der Welt der Tatsachen als auch in der Welt der Dichtung begannen unter den Erwachsenen Kinder in den besten Jahren, ja sogar graubärtige Säuglinge aufzutauchen. Der morbide Kult des Infantilen hatte eingesetzt.

Ein frühes Symptom findet sich in dem Satz von Wordsworth: „Der Knabe ist der Vater des Mannes“ — einer Behauptung, durch die der Wert der Unreife auf Kosten der Reife gesteigert werden sollte. Allen früheren Schriftstellern galt stets und unanzweifelbar der Mann für des Kindes Vater — mit andern Worten, die Interessen und Werte des reifen Alters standen ihnen höher als die der Kindheit. Mit Charles Dickens werden die Symptome noch ernster. Dickens fällt das zweifelhafte Verdienst zu, eine ganz neue Art von Helden erfunden zu haben. Für ihn war der höchste Typus des Menschen nicht der heroische Erwachsene, sondern der Säugling mittleren Alters — Pickwick und seinesgleichen, die sind die typischen Dickensischen Heiligen. Objektiv betrachtet und abgesehen von der Aura ergötzlicher Lächerlichkeit, mit der Dickens sie umgibt, sind diese kahlköpfigen alten Windelnässer die abstoßendsten Mißgeburten.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Pickwick entstand auch die entsetzliche Ausgeburt der Phantasie des XIX. Jahrhunderts, die Baudelaire als „La jeune Fille Assassin de l'Art“ — das kunstmordende junge Mädchen — beschreibt. Durch mehr als zwei Generationen beherrschte dieses Geschöpf die europäische und besonders die angelsächsische Kultur. Es verlangte, daß alle Literatur durch mädchenhafte Zurückhaltung charakterisiert zu werden habe, daß kein Mensch etwas schreiben dürfe, das er nicht seiner zwölfjährigen Tochter zu lesen geben könnte. Sogar heute noch ist diese Mörderin der Kunst und aller erwachsenen Werte eine Macht. Hat sie nicht neulich erst einen hervorragenden amerikanischen Senator zu der Äußerung inspiriert, er ließe sein Kind lieber Morphinistin werden, als die Werke von D. H. Lawrence lesen, und die Tugend einer einzigen kleinen Sechzehnjährigen sei mehr wert als alle Bücher, die je in die Vereinigten Staaten kamen.

Das Pantheon des Infantilismus wurde im XX. Jahrhundert durch eine neue und eindrucksvolle Schöpfung bereichert, die Gestalt Peter Pans, des Knaben, der nicht erwachsen werden will. Mit Barrie, seinem geistigen

Vater, wurde der Infantilismus etwas bewußt Gewolltes und so neckisch und kokett, daß er einem das Blut gerinnen macht. Das Beunruhigende daran ist, daß Peter Pan zweifellos ein allgemeines Bedürfnis befriedigte. Die Menschen wollten in Infantilität schwelgen. Ja, die allgemein verbreitete Bewunderung für die Werte des Säuglingstums ist so groß geworden, daß die katholische Kirche — bis dahin eine durchaus erwachsene Institution — es für notwendig hielt, die Heilige Therese von Lisieux, dieses Musterbeispiel moderner Infantilität, zu kanonisieren. Man braucht die moderne Heilige Therese nur mit ihrer großen spanischen Namensschwester des XVI. Jahrhunderts (einer der großartigsten Gestalten in der ganzen Geschichte des Frauentums) zu vergleichen, um zu begreifen, daß mit dem Geist des Westens in neuester Zeit etwas sehr Seltsames und höchst Beunruhigendes vorgegangen ist.

Besonders in Amerika, aber auch bei uns, hat die Verherrlichung kindlicher Werte einen solchen Grad erreicht, daß das Leben der Erwachsenen größtenteils dem Leben der Kinder geopfert wird. Im Familienkreis sind es die Kinder, die den Ton angeben; die Älteren müssen gehorsam danach tanzen. Von jeder Generation erwartet man, daß sie ihr Erwachsensein auf dem Altar der nächsten Generation opfere. Wie unsinnig das ist, zeigt schon die einfachste Arithmetik. Wir sind zwanzig Jahre lang Kinder, aber während vierzig oder fünfzig Jahren reife Menschen. Die Verherrlichung infantiler Werte hindert uns, während mindestens zwei Dritteln unseres Lebens so zu leben, wie es sich für Erwachsene schickt. Die Kindheit hat fraglos ihre Rechte, aber auch die Reife hat sie. Diese Rechte des Erwachsenen sind mindestens ebenso sehr wert respektiert zu werden, wie die Rechte des Kindes.

(Berechtigte Übertragung von Herberth E. Herlitschka)

Die Strafe. Der Nachkomme eines sehr reichen und alten Geschlechtes starb plötzlich und wurde geradewegs in die Hölle transportiert. Gleich bei seinem Eintritt erblickte er seinen Kutscher Thomas, der inmitten der Höllensträflinge wenig dekorative Grimassen zog. Thomas wunderte sich, seinen Herrn mitten unter den Dieben, Mördern und Schurken jeder Gattung zu sehen, trat einen Schritt zurück und rief:

Ist es möglich, Euch unter Luzifers Untertanen zu sehen? Euch, dessen Freigebigkeit keine Grenzen kannte, dessen Gastlichkeit den ganzen Adel im Hause versammelte, Euch, dessen ausgesuchter Geschmack eine ganze Menge Baumeister beschäftigte!?

Ja, mein lieber Thomas — sagte darauf der Adlige — ich fand mich hier ein, weil ich einer Witwe und ihren Kindern unrecht tat, und alles meines Sohnes wegen, der keine Tugend kennt und voller Fehler ist. Aber du, lieber Thomas, sage, weshalb bist du braver und treuer Junge hierher gekommen?

Leider, Mylord, deswegen, weil ich der Vater dieses Sohnes bin.



Who is who? Das englische Kabinett im Wachsfiguren-Kabinett der Madame Tussand in London Fot. Treskow

BEEFSTEAK UND SANDWICHES

Von

WILHELM SCHEUERMANN

Kein Volk der Erde hat so viel Gelegenheit gehabt, sich die Nahrungs- und Genußmittel aller Breiten nutzbar zu machen, wie die Besitzer des britischen Empires. Kein anderes Volk hat sich darin so eigensinnige Beschränkungen auferlegt und diese Selbstberaubung als Tugend ausgegeben wie die Engländer.

Sie sind fest davon überzeugt, daß ein großer Teil ihrer Tüchtigkeit und ihrer Erfolge auf ihre besonders vernünftige, nein sogar auf ihre unvergleichliche und unerreichbare Küche zurückzuführen ist. Aber sie, die den Lebensstil der übrigen Völker, der zivilisierten wie derer, die eben mit den ersten Nachahmungen europäischer Sitten beginnen, in so unendlich viel großen Zügen und Kleinigkeiten beeinflusst und gestaltet haben, haben kein anderes Volk zu ihrer Kochkunst bekehren können.

In den Jahrzehnten, wo der Engländer die Dampfmaschine über die Erde verbreitet, wo er als Industriegründer, als Weber und Spinner, als Ingenieur und besonders als Schiffsbauer, als Metallarbeiter der unbestrittene Lehrherr aller übrigen Nationen wurde, wo der strebsame Jüngling des Festlandes auf ein paar Jahre nach Liverpool und Manchester gehen muß, um sich als Großmakler, als Kommissionär und Verfrachter auszu-

bilden, gilt er bei Tische als rückständiger, entsetzlicher Barbar. Es sind namentlich die Franzosen, dieselben übrigens, die das Stichwort von der „nation boutiquière“ aufgebracht hatten, die mit ihrem Spott über die Fresser rohen Fleisches nicht nachlassen. Wenn nicht nur die drei Musketiere und ihre Lakaien, sondern selbst das Lumpengesindel, das d'Artagnan in den Spelunken von Paris zusammengelesen hat, sich davor schüttelt, nach England übergesetzt zu werden, um dort von rohem Fleisch und bitterem Bier leben zu müssen, so hat Alexander Dumas die Lacher überall auf seiner Seite, soweit die Bücher dieses damals am meisten gelesenen Romandichters verbreitet sind.

Die Engländer treten demgegenüber in polemischen Büchern den Beweis an, daß sie gar kein rohes Fleisch essen. Und sie haben recht. Kein Vorwurf ist unbegründeter. Der Widerwillen, den der Brite gegen alles empfindet, was ungekocht vom Tier kommt, ist nur mit den abergläubischen Speisevorschriften der Orientalen zu vergleichen. Kein Sterblicher hat je einen Engländer rohen Schinken essen sehen. Der Gedanke allein, daß die Deutschen das fertig bringen, macht ihn schauern und legt einen Wall des Verständigungsunvermögens zwischen ihn und das Land, aus dem die Sachsen und Angeln einst gekommen sind. Andererseits wird es dem Deutschen wehe, wenn er an der englischen Tafel nicht von dem dort heimischen herrlichen Räucherlachs zulangen darf, sondern warten muß, bis ihm ein paar Scheiben gegrillt und nun für sein Gemüt ungenießbar vorgelegt werden. Als nach 1848 deutsche politische Flüchtlinge in London ansässig wurden, glaubten sie ihren Gastfreunden eine Freude mit einem mühsam bezogenen Kistchen Kieler Sprotten zu machen. Jene waren zu höflich, um sie nicht zu kosten. Aber sie schmorten die Fischlein vorher sorgsam am Rost. Ja, sie schmolzen auf dieselbe Weise sogar den Hamburger Spickaal, und da hörte die Gemütlichkeit auf.

An dem Mißverständnis ferner, daß nicht durchgebratenes und innen blutiges Fleisch englisch sei, sind nur Köche schuld, die sich ihr Lehrgeld wiedergeben lassen sollten. Die Kunst des englischen Fleischröstens, über die dicke Abhandlungen geschrieben worden sind, verlangt, daß das große Fleischstück an der Außenseite dünn, aber so hermetisch verschlossen wird, daß das Innere im eigenen rosigen Saft vollkommen gar ist. So verlangt es Old England. Aber die Kulturforscher, und zwar an ihrer Spitze die englischen selber, haben nachgewiesen, daß es in allem, was mit der Ernährung zusammenhängt, überhaupt kein altes England gibt. Ausgenommen ist nur der Brauch, der aus Urzeiten stammt, etwas Pflanzenrohkost wenigstens anzudeuten. Vom zeitigen Frühling an muß Brunnenkresse und müssen Radieschen auf den Tisch, auch wenn sie da nur zum Schmuck dienen. Den Stengelsellerie haben sie jenseits des Kanals wie im europäischen Süden durch alle Zeiten bewahrt, als er in Mitteleuropa fast vergessen war. Und den Feld- oder Rapünzchensalat halten sie hoch, während ihnen der Baron von Vaerst als größte Sünde ankreidet, daß sie sonst allen guten Geist des Salatgenusses verwüstet haben. Bei ihren Gemüsen

wird die Ablehnung schon allgemein. Ihre Böden und ihr Klima bieten ihnen Gemüsebeete, um die sie Holland und die Bonner Bucht beneiden können. Sie sotten diese köstlichen Gaben mit schierem Wasser zu geschmacklosem Brei und klumpen ihn ausgedrückt auf ein Sieb zum Abtropfen.

Doch selbst Roastbeef und Beefsteak sind nicht old England. Zwar haben Schwärmer geglaubt, hier Überlieferungen zu entdecken, die in homerische Zeiten zurückreichen, indessen erzählen die Urkunden es anders. Das eigentliche Fleischtier war früher bei ihnen das Schwein, und dessen Fleisch wurde nur kurze Zeit im Jahre frisch gegessen, die ganze übrige Zeit hindurch ebenso wie das Hammelfleisch getrocknet und geräuchert und dann geröstet. Geröstetes Rauchfleisch mit Bier ist das Frühstück der Hofdamen der Königin Elisabeth, unter der Königin Anna essen sie zum Bier ein paar Schnitte gebratenen Speck. Der Rinderbraten wird zur Zeit Heinrichs VII. förmlich entdeckt, und die Entdeckerfreude ist so kindlich groß, daß der König das Lendenstück feierlich zum Sir Loin, das Doppellendenstück zum Baron of Beef adelt, und daß dann Buckle, der Philosoph der englischen Kulturgeschichte, den Beginn des Rinderbratenessens als den Fortschritt zur Zivilisation feiert. Daran nehmen vorläufig nur die Großen teil, im Mittelstand legt man den Fleischvorrat für die kommenden Monate noch immer als Martinsfleisch in zäher Vorratswirtschaft ein, und die ärmeren Klassen können sich noch im 17. Jahrhundert selten zweimal in der Woche Fleisch leisten. Die Engländer sind gar nicht von Anbeginn das Volk der großen Fleischverzehrer. Um so beachtlicher ist dann, wie bei ihnen alle Stände an dem Aufstieg der Lebenshaltung teilnehmen, bis der allgemeine standard of living des Inselvolkes unerreicht und allgemein beneidet dasteht.

Und nun kommt diese ganz allgemeine Begabung des Engländers, eine einmal geprägte Form und Anschauung wie eine Religion in sich aufzunehmen und auszuleben, auch hierin erstaunlich zur Geltung. Der Engländer fühlt sich nur dort wohl, wo er englisch ißt. Mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt beginnt der Rhein von englischen Reisenden zu wimmeln. Man tut ihnen an den gastfreien Ufern des Stromes zuliebe, was man kann; aber wenn sie sich nachher in Antwerpen oder Rotterdam wieder einschiffen, stürzen sie sich ausgehungert in die Speisekabine und



Zeichnung von Paul Scheurich

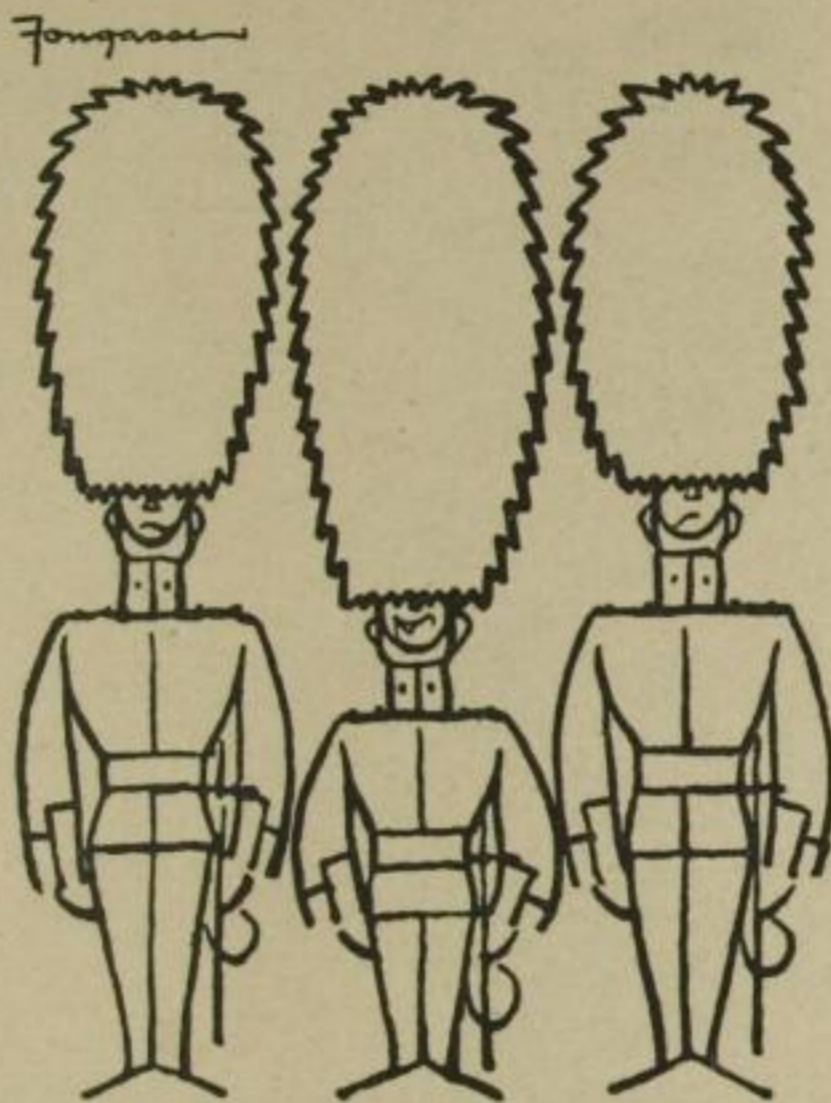
danken Gott, daß sie sich wieder einmal menschlich sättigen können. Lord Byron kämpft in Italien verzweifelt mit seinem Magen und schreibt wehmütig nach Hause, die sämtlichen Ochsen rings um das Mittelmeer seien nicht einmal eines Fluches in englischer Sprache wert. Unter dem dritten Napoleon wird der Pariser Fauborg St. Honoré mehr und mehr zu einer englischen Kolonie. Das zeichnet sich sofort dadurch ab, daß hier in der Stadt Brillat-Savarins englische Hotels, englische Garküchen, englische, man möchte sagen rituelle Lebensmittelhandlungen entstehen. Daß sich die Franzosen und übrigen Ausländer vor den Auslagen bekreuzigen und ihnen ihre Mundvorräte zum Alleinverbrauch gönnen, ist den Engländern gerade recht. Am Äquator und im australischen Busch, wo der Engländer Fuß faßt, beginnt es nach Beefsteak zu riechen, und in Indien beschwören sie Aufstände herauf, weil sie die Lenden der heiligen Hörnerträger grillen. Wer unter ihnen leben will, muß sich fügen und anpassen. Und es fällt ihnen gar nicht auf, daß sie bei aller übrigen unbestrittenen Bewunderung und Werbekraft niemanden zu der Art, wie sie essen, bekehren können, sondern daß man ihnen immer wieder zugute halten muß, daß ihr Nebelland eben eine besondere Massage der Verdauungsorgane benötigt, die sich auch dort schwer mit Gicht, Zipperlein und anderen Stoffwechselkrankheiten rächt.

Man hat französische Salatkünstler mit Ministergehältern für englische Schloßküchen verpflichtet, indessen hat noch kein Pariser Saucier hier sein Glück machen können. Daß man die Saucen im eigenen Haushalt, abgestimmt auf die Gerichte, in unendlicher Mannigfaltigkeit herrichtet und abschmeckt, ist für den Engländer nicht begreifbar. Er verachtet diese dünnen Tunken, von denen er behauptet, daß sie den Gaumen hinterhältig betrügen, wie er die Suppen der anderen Völker grauenhaft findet und als warme Wasserbrühe zum Därmeausspülen verhöhnt. Seine wenigen Suppen, Turtle, Mockturtle und Ox tail, sind deftige Angelegenheiten, in Deutschland schon beinahe Eintopfgerichte für sich. Seine Saucen bezieht er fertig in der Flasche aus der Fabrik und entsetzt ahnungslos mit ihnen die von ihm Bewirteten. Die Engländer haben nur ein Achselzucken für die Feststellung der internationalen Gastronomie, daß die Saucen in der Kochkunst die Romantik vertreten, und sie haben jenem italienischen Marchese sein böses Urteil sehr übel genommen, der seine Abberufung als Gesandter des Königreichs Neapel in London mit der Begründung forderte, daß es ihm unmöglich sei, in einem Lande zu leben, wo es hundert Sekten und nur eine Sauce gäbe. Das stimmt ja auch nicht. Der Engländer verfügt, freilich nach Fabrikpreisliste, nicht nur über eine Sorte Sauce, sondern über fast ein Dutzend, außer der allverbreiteten Worcester über Anchovis, Catchsup, Harveys, und wie sie alle heißen, und dann noch über eine wirkliche, auf ein hohes Alter stolze Hausmachersauce, jene Pfefferminztunke, die früher nur zum Schweinefleisch verwendet wurde. Für den Ausländer sind sie aber alle nur flüssig angemachte Gewürze, bestimmt, jeden Eigengeschmack einzuhüllen und zu

überdecken, statt ihn zu idealisieren. Aber auch darüber ist mit dem Briten keine Aussprache zulässig.

Nur mit einer Erfindung haben sie die Schnellimbisstätten aller Erdteile erobert, aber die gehört nicht ihnen. Denn der ausgezeichnete Gedanke der belegten Brotschnitte war anderwärts unter weniger aristokratischen Bezeichnungen schon längst Allgemeingut, als ihn *Lord Sandwich* in seinem Vaterland als unerhörte, revolutionierende Neuerung einführte. In England wurde er durch den Namen akklimatisiert, wie aller spanischer Wein Sherry wurde, weil Xeres zufällig gute Handelsbeziehungen zu London hatte, oder wie aller portugiesischer Portwein wurde, oder aller Rheinwein Hock, weil

Oporto und Hochheim zuerst einmal auf einer englischen Weinkarte erschienen sind. Aber wir verdanken den Engländern sonst so vielerlei, daß wir ihnen gern den Gefallen tun, selbst in Berlin und Leipzig die etwas verkleinerte Schinkenstulle oder Wurstbemme Sandwichs zu nennen, weil das eben englisch und deshalb feiner klingt.



HEIGHT STANDARD.
(Aus dem Punch)

Englischer Humor

Banditen raubten kürzlich ein Postschließfach in Essex aus. Es scheint, daß die Postsäcke bei den besseren Knackern jetzt aus der Mode kommen.

*

Man hat festgestellt, daß es in Amerika „Blas-Fische“ gibt, die sich so lange aufblasen, bis sie die sechsfache Größe haben. Diese Nachricht hat bei den Anglern wahre Begeisterungstürme hervorgerufen.

*

Eine verheiratete Frau, die einen Zeitungsartikel schrieb, schildert ihr reizloses Leben und beklagt sich, daß sie nicht genug zu tun habe. Sie bittet um Vorschläge, wie man Abhilfe schaffen könnte — wie wär's, wenn sie Zeitungsartikel schriebe?

*

Ein altes dänisches Schachbuch aus dem Jahre 1015 wurde in Surrey ausgegraben. Da von den Spielern keine Spur gefunden wurde, nimmt man an, daß die Partie beendet war.

*

Ein holländischer Kriegsgefangener, der nach Bermuda geschickt worden war, nachdem man ihn im Burenkrieg gefangen genommen hatte, ist soeben nach Südafrika zurückgekehrt. — Es ist nicht bekannt, wer ihm gesagt hat, daß der Krieg zu Ende ist.

(Aus der Charivari-Spalte des Punch)

THOSE FUNNY GERMANS

Von

IRENE SELIGO

Wir lauschten der Eröffnung der Olympiade in England auf dem Lande; und weil einige einheimische Freunde zugegen waren, stellten wir nicht den deutschen Hörbericht, sondern den aus Daventry ein. Uns Hörern, Deutschen wie Engländern, war gleich vom ersten Erklingen der olympischen Fanfaren einigermaßen erregt und feierlich zumute gewesen. Es dauerte eine ganze Weile, bis uns zum Bewußtsein kam, daß die Rede-weise des englischen Sprechers, seine halb naive, halb witzelnde, jedenfalls streng im Alltagston gehaltene Schilderung einer ihm anscheinend weder in ihrem Mechanismus noch in ihrer Bedeutung ganz deutlichen Zeremonie nicht recht in unsere Stimmung paßte. Die Engländer selber beschwerten sich über die reichlich saloppe Note des Berichts und wohl nicht nur aus Rücksicht auf unsere Gefühle; sie genierten sich offenbar ein wenig und erklärten uns entschuldigend, es handele sich hier doch um einen Bericht, dem Millionen einfacher Hörer lauschen würden, und für diese kleinen Leute, Durchschnittsengländer, sei die leichte und rein realistische Tonart berechnet.

Wir stellten einen Augenblick während der Eröffnungsrede („Ich weiß nicht, worüber der Mann so lange redet, aber Ihr solltet sehen, was sie alle für ernste Gesichter machen — komische Leute!“ sagte der Kommentator, der zu allem übrigen offenbar kein Wort Deutsch verstand) die deutsche Übertragung ein, deren Sprecher in Stimme und Ausdruck die erhobene Stimmung verriet, die uns der Gelegenheit angemessen schien. Aber die anwesenden Engländer, die dabei nur den Ton, nicht die Worte verstanden, begannen nun zu lächeln. „Wenn bei uns der Radiosprecher eine so feierliche Stimme hätte“, erklärten sie uns, „dann würde der normale Hörer sofort etwas anderes einstellen. Es brächte ihn höchstens zum Lachen. Wir finden es komisch, so seriös zu sein.“ Auf eine Gegenfrage wurde jedoch zugegeben, es sei eben ein englischer Fehler, die Sitten und Lebensäußerungen anderer Völker, das Unenglische schlechthin, immer ein wenig lächerlich finden zu müssen. Und da wir über den unverhüllten und naiven Stolz lachen mußten, mit dem unsere Freunde dieses Geständnis nationaler Überheblichkeit herausbrachten — denn auf nichts ist der Engländer so blindlings eingebildet, wie auf seine sagenhafte Fähigkeit zur „Selbstkritik“ —, war im gegenseitigen Belächeln das Einverständnis wieder hergestellt.

Das Lächeln der Engländer, wenn es auch nicht selten einer hochmütigen Unwissenheit entspringt, ist nicht leicht übelzunehmen: es ist milde, harmlos und ansteckend, es entbehrt der Bitterkeit und kränkenden Absicht. Diese insulare Abgeklärtheit und ein beinahe kindliches Vergnügen am Bizarren — beides in des jungen Dickens „Pickwickiern“ vielleicht am



Firth of Forth (Schottland)

Fot. Alfred G. Buckham

IM FLUGZEUG VON



Glienicker Brücke bei Potsdam

Fot. Hansalufbild, RLM frei 2899



Der Rhein bei Düsseldorf

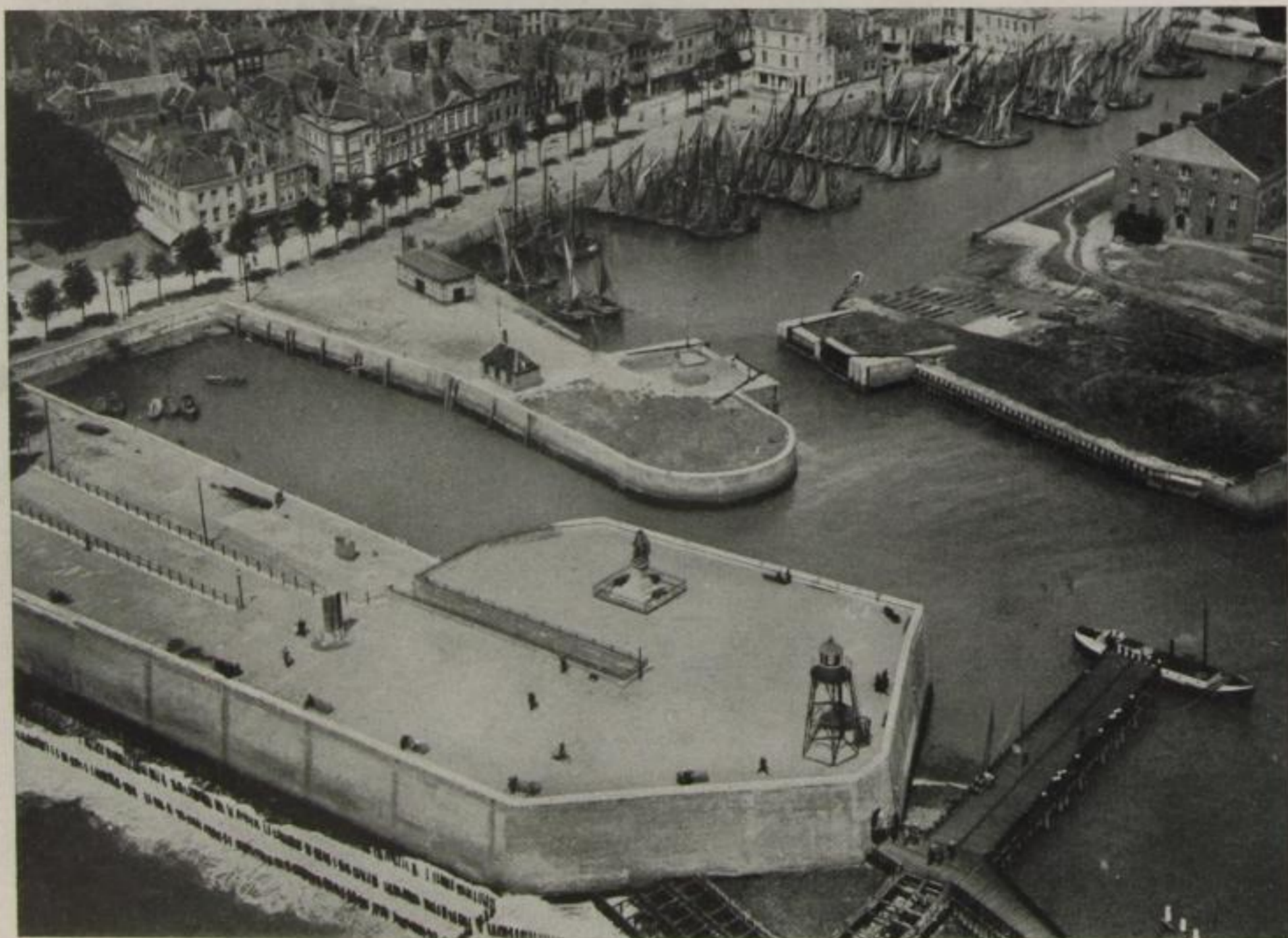
Fot. Hansalufbild, RLM frei 20032

BERLIN NACH ENGLAND



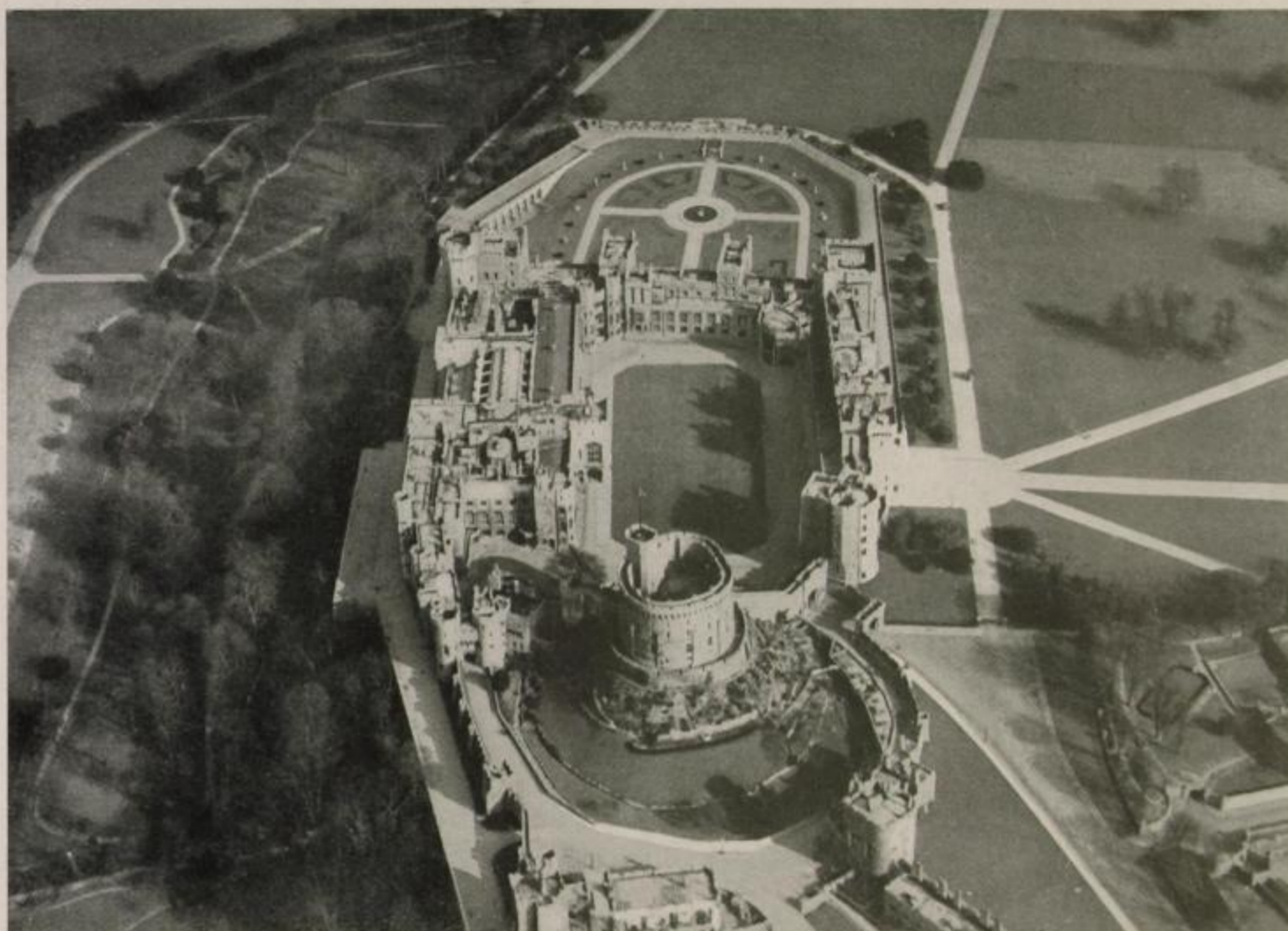
Landschaft in Holland

Fot. Luftschiffbau Zeppelin



Vlissingen

Fot. Koninklijke Luchtvaart
Maatschappij, Den Haag



Windsor Castle

Fot. Aerofilm, London, 34813



Oxford

Fot. Central Press Photos, London

augenfälligsten vorgezeichnet — mögen überhaupt die charakteristischsten Eigenheiten heutigen englischen Humors zu nennen sein; sie sind in den Heften des Witzblatts „Punch“, im berühmten dritten Leitartikel der „Times“ mit seinem liebevollen Eingehen auf die leichte Seite des Weltgeschehens so regelmäßig zu finden, wie in Radiovorträgen und Hörberichten und in den After - Dinner - Reden der Bankette, bei denen Richter, Staatsmänner, Kirchenfürsten und Mitglieder des königlichen Hauses sich um den Ruf bemühen, echt englischen Humor zu besitzen.

*

Wird nun im englischen Auge der Ausländer schon einmal durch sein Anderssein zur komischen Figur, so ist doch das weitaus komischste Element an ihm — und an uns Deutschen im besonderen — seine Gewohnheit, das Leben *tragisch* zu nehmen. Immer wieder erlebt der Deutsche unter Engländern, der einen harmlosen Witz belacht oder gar selber zustande gebracht hat, die Überraschung seiner Wirte. „Sie haben ja Humor — da können Sie kein richtiger Deutscher sein!“ Infolge ihrer Neigung zur vereinfachenden Einzwangung aller Lebenserscheinungen in feststehende Begriffe gehört es nun einmal zu den erheiternden Gewohnheiten der Angelsachsen, den Vertreter eines fremden Volkes am liebsten als eine Art Operettentyp, eine Karikatur zu sehen. Die Vergnügungssucht des Franzosen, die Erregbarkeit des Italieners, die gutmütige Großsprecherei des Iren (das Mißverständnis dieses Volkscharakters kam das Mutterland teuer zu stehen), die Verträumtheit des Slawen, die Raffgier des Yankee, der *Ernst* des Deutschen gehen in der Meinung der Inselbewohner, denen der Kanal die Möglichkeit raubt, ihre Nachbarn aus der Nähe kennenzulernen, weit über das normalmenschliche Maß hinaus, das der englische Charakter allein einzuhalten vermag, und verleihen deshalb allem außerenglischen Leben eine leicht groteske Note.

Der Ernst dieser Deutschen! Wie steif sie sich geben, wie tief sie sich verneigen, wie feierlich sie sich betiteln, wie seriös sie sich unterhalten! Wie autoritätsgläubig sie sind — da sollte etwa einmal einer in England versuchen, Fußgänger zu zwingen, an einer bestimmten Stelle über die Straße zu gehen! — wie gerne sie Uniformen tragen und im gleichen Schritt marschieren! Welchen pedantischen Wert sie auf Gründlichkeit und Genauigkeit legen! Es kann kein deutsches Orchester in London gastieren, ohne daß in den Kritiken mit liebenswürdigem Spott auf die preußische Präzision seiner Technik hingewiesen wird; so übertrieben scheint es dem englischen Gemüte, auf absolute Korrektheit selbst bei der Vorführung eines Musikstücks zu bestehen.

Der Deutsche des Witzblatts — beleibt und kahl, in zu enger Kleidung, ohne Hinterkopf, mit dem Monokel und jenem Jägerhütchen geschmückt, das neuestens durch den König in London so populär gemacht wurde, im Hintergrund sorgt noch ein Dackel zur Erläuterung des Milieus — wird mit tief ernster, ja verbissener Miene dargestellt, wie er seinen schwer-

fälligen Lerneifer, Tatendrang oder Gehorsam durch irgendeine absurde Bemerkung kundtut. Im Zerrspiegel seines englischen Witzblattporträts erscheint er weiterhin als ermüdend gebildet und anspruchsvoll, ewig darauf aus, zu belehren oder sich zu beschweren, umständlich auf seine Titel und Würden bedacht (besonders die Sitte deutscher Frauen, sich die Titel ihrer Männer beizulegen, belustigt die Engländer, wie auch die Häufigkeit des deutschen Doktor-Titels); zu seinen mehr äußerlichen Gewohnheiten gehört eine unstillbare Gefräßigkeit und eine zitternde Furcht vor frischer Luft. Kurzum, das Konterfei ist nicht viel klüger und richtiger, als unser Bild des langen dünnen Engländers mit dem rohen Gesicht, der die Füße auf den Tisch legt und ausruft: Uo ist das Beschwerdebuch?

Es gibt freilich unter den groben Zügen dieser Figur aus dem Wachfigurenkabinett der Volksphantasie noch zu feinerem Spott anreizende Beobachtungen, die der gebildete Engländer am Deutschen macht oder zu machen meint. Andererseits weiß man, daß Engländer, wie offenbar die meisten anderen Völker der Erde, als Reisende im fremden Lande sich häufig weniger manierlich und sympathisch geben, als in der Heimat. Um aber die komischen — oft genug liebenswert komischen — Züge dieses in sich abgekapselten Volkes belächeln zu können, muß man es schon bei sich zu Hause kennenlernen. Von dem Augenblicke an, wo der Reisende vom Reeling des Kanaldampfers in Harwich oder Dover die Gruppe unrasierter, ungenügend gewaschener Träger in ihrem wild zusammengewürfelten Zivill wie den Räuberchor einer komischen Oper aufgestellt sieht (sie sind von unbeirrbarer Ehrlichkeit, rührender Hilfsbereitschaft und reizenden Manieren, aber das ist ihnen tatsächlich nicht anzusehen), befindet er sich, wenn er nur das Auge dafür hat, in einer Fundgrube erheiternder Überraschungen und lustiger Absurditäten, wie sie sich aus dem unnachahmlichen Gemisch von englischem Schlendrian und englischer Schwerk Beweglichkeit ergeben. Nach kurzem Aufenthalt wird ihm beispielsweise klar werden, warum der Klempner hierzulande dem Ausländer und der Schwiegermutter als Witzblattfigur den Rang ablauft; und wenn er nach etlichen Überschwemmungs-, Kurzschluß- und ähnlichen Katastrophen in seinem Hause ein wenig abgehärtet ist, auch Übung im Verkehr mit einigen der ältesten in Europa erhaltenen Modellen von Bade-, Heizungs- und Telephonanlagen gewonnen hat, wird er begreifen, in welcher Schule der Engländer seine halb heroische, halb humorvolle Kaltblütigkeit Mißgeschicken und Gefahren gegenüber erlernt: „Was, der Badeofen ist schon wieder geplatzt? Kismet.“

Es sind die englischen Lebensgewohnheiten viel mehr als die Eigenschaften des einzelnen, die uns zum Lachen reizen, die geduldig ertragenen

Don't say Hullo! Announce your identity

Tidd John A, 72 Royal lane Yiewsley, West Drayton 251 | Tidy H, 21 Percy rd N. 21.....ENField, 1659
Tidd Maurice W, Woodlands Broomfield rd. Bexley H 741 | Tidy H. C. Cobham Meadow way.....Farnborough 376

Aus dem Londoner Telefonbuch

Unbequemlichkeiten des Daseins: unwohnliche Hotels, unzuverlässige Handwerker, das beständige Frieren, das schreckliche Essen mit seiner Folge ewiger, endlos diskutierter „Indigestion“, jenem nationalen Übel, das den Beigeschmack der Lächerlichkeit am deutlichsten trägt (noch dazu ist das Wort Magen, stomach, gesellschaftlich unmöglich, während über Nieren- und Darmbeschwerden überall mit größter Offenheit gesprochen wird); die Ärzte mit ihren häufigen Irrtümern und die Zahnärzte mit ihrer Leidenschaft, natürliche durch künstliche Gebisse zu ersetzen. Die fast unglaubliche Tyrannei des Public School-Snobismus. Die gesellschaftliche Unmöglichkeit einer halbwegs ernsthaften Unterhaltung, die eigentlich nur das Wetter, den Garten, den Sport und die Dienstboten als Themen übrigläßt. Die Angst vor Gefühlsäußerungen schlechthin, die sonderbarerweise zu genau soviel Sentimentalität und falschem Heroismus führen kann, wie emotionelle Hemmungslosigkeit, der ungeheure Druck, den gewisse Lebens- und Meinungsregeln auf den einzelnen üben und aus der freisten Gesellschaft der Welt zugleich die monotonste machen. Das alles hat seinen ernsthaften Grund, Sinn und Wert; aber es hat auch seine höchst sinnfällige, tröstliche und überwältigende Komik, für die es den Engländern selber keineswegs an Verständnis fehlt.

Sie standen Kopf. Eine Kompanie eines schottischen Regiments besaß einen tüchtigen Turner, der seine Kameraden eines Tages lehrte, auf Händen durch die Baracke zu gehen. Im gleichen Augenblick, als ungefähr alles, was die Baracke bevölkerte, auf Händen ging, öffnete sich die Tür und der Oberst trat ein. Dieser, als strenger Kommandant gefürchtet, blickte einen Augenblick fassungslos auf seine Leute, schüttelte gramvoll den Kopf und verließ die Baracke, ohne ein Wort geäußert zu haben. Die verdutzte Kompanie erging sich in den wildesten Vermutungen über die Strafen, die ihrer harren würden. Am anderen Tage erschien der Oberst nicht zum Dienst. Da entschloß sich der Anstifter jener untragbaren Disziplinwidrigkeit, zum Obersten zu gehen und um Verzeihung zu bitten. Die erste Anspielung aber, die der Soldat vor dem Vorgesetzten über das Vergehen fallen ließ, unterbrach der Oberst mit dem Ausruf: „Still, Sergeant! Ich wollte, niemand in der Welt wüßte davon! Tatsache ist, daß ich an jenem Tage einen Kameraden traf, der mit mir in Indien gedient hat, und daß wir beide das Wiedersehen feierten. Aber, bei meinem Leben! ich hatte keine Ahnung, daß der Wein solche Wirkung haben kann, daß ich, als ich kam, um nachzusehen, ob ihr alle im Quartier seid, daß ich — ich will es gestehen — euch alle habe auf dem Kopf stehen sehen!“ Der Sergeant war Diplomat genug, um dem Obersten andeutungsweise zu versichern, daß das Bekenntnis des Obersten ganz unter ihnen beiden bleiben würde.

„Gebrauchen Sie diesen zauberhaften Puder und Sie werden noch am gleichen Abend einen Mann gewinnen oder Sie erhalten Ihr Geld zurück.“

(Anzeige im „Bristol Evening World“)



BLACK SUSI

For once I joined a Liverpool — ship,
o role the cotton down!
We had ord'r to go to New - Orleans, o role . . .
There it was, where I first saw a niggerwench,
o role . . .
Her name was Su and was liked by the crew,
o role . . .
And dark — eyed Susi came on board, o role . . .
And she said to the captain: how do you do?
o role . . .
And up aloft his chronometer flew, o role . . .
And she winked with her eyes to the chief mate too,
o role . . .
I think I heard the captain say: o role . . .
Another pool and then belay!
O role the cotton down!



England — und was seine Besucher darüber wissen sollten

Allgemeines

England ist eine kleine Insel an der französischen Küste, rings von Wasser umgeben und ständig mit Nebel bedeckt. England ist bekannt wegen seiner Parklandschaft. Der größte Teil der englischen Landschaft ist jedoch in den letzten Jahren beseitigt worden zum Zwecke der Anlegung von Autostraßen, die es dem Touristen erleichtern sollen, die inzwischen verschwundene Landschaft zu bewundern. (Vgl. Autoverkehr.)

Sprache

Man spricht in England zwei Sprachen: gutes und schlechtes Englisch. Viele Leute der jüngeren Generation sprechen außerdem eine Fremdsprache, d. i. Amerikanisch.

Die wichtigsten Städte

Sie sind leicht zu merken: Dartmouth am Dart, Portsmouth am Port, Plymouth am Ply (wood), Ipswich am Ip, Harwich am Ha (ha, ha!). Eine Ausnahme bildet London. Dieses ist eine Stadt an der Themse, die die Engländer aus unerfindlichen Gründen herkömmlicherweise als „Silberne Themse“ bezeichnen.

Bewohner

England wird bewohnt von: Strubes „Little Man“, John Citizen, Wandervögeln (Hikers), Autofahrern, Golfspielern und alten Eton-Schülern. Die beiden ersten Sorten leben in kleinen Ziegelkästen. Diese Ziegelkästen sind das Ergebnis eines großen öffentlichen Wettbewerbs, dem die Form der Arche Noah als Grundmotiv vorgeschrieben war, so daß bei ihren Bewohnern Kindheitserinnerungen mit dem stolzen Bewußtsein, Hausbesitzer und demzufolge Steuerzahler zu sein, aufs glücklichste verschmolzen werden. Jeder dieser Ziegelkästen enthält ein Radio, einen Rasierapparat (British made) und die gestrige Nummer des „Daily Stunt“. Kein Besucher sollte es versäumen, sich diese Ziegelkästen auch von innen anzusehen. — Die Wandervögel dagegen leben in der frischen Luft und besitzen eine Taschenausgabe von Stevenson sowie einen blechernen Trinkbecher. Die übrigen Species leben irgendwo, soweit sie nicht Golf spielen oder Auto fahren.

My home is my castle

Dieses Wort stammt von einem altmodischen Dichter, ebenso wie der Ausdruck „These stately homes of England“. Denn die Objekte, auf die sich derartige Ausdrücke beziehen, sind inzwischen verkauft worden, damit ihre Besitzer die erforderlichen Steuern bezahlen konnten, und niedergedrückt, um Platz zu machen a) für obenerwähnte Ziegelkästen, b) für Autostraßen. Den Vorgang selbst nennt man Fortschritt oder Zivilisation.

Aufforstung

Sie dient der Behebung der Arbeitslosigkeit. Sobald die gepflanzten Bäume einigermaßen groß genug sind, werden sie niedergedrückt, um Platz zu machen für Autostraßen.

Architektur

Bauten in England sind entweder ziemlich alt und ziemlich häßlich oder sehr neu und sehr häßlich. Ein Haus gilt dann als künstlerisch, wenn es mit nachgemachten Holzbalken verkleidet und so kleine Fenster besitzt, daß kein Licht hineingelangen kann; man bezeichnet das dann als „Elisabethanischen Stil“. Das Innere der Häuser ist gewöhnlich auch „Elisabethanisch“, d. h. altmodisch, mit unbequemen, aber schweren Holzmöbeln, Kaminen, die nicht wärmen, schmiedeeisernen Lampen, in denen elektrische Birnen brennen, und Radio. Abgesehen von ihrem Hang zum „Elisabethanischen Stil“ verabscheuen die Engländer Schönheit in der Architektur; sie gilt ihnen als „ausländisch“.

Autoverkehr

Sehr populäre Beschäftigung. Der bescheidenste Engländer wird am Steuer seines Wagens zum zweiten Malcolm Campbell. Es ist Ehrensache, jeden anderen Wagen zu überholen, soweit das möglich. Dabei werden alljährlich 6000 Leute getötet, meistens jedoch nur Fußgänger. Der Schutzheilige der Autofahrer ist St. Christophorus. Die Fußgänger haben nicht einmal einen Schutzheiligen.

(Aus „Out of Doors Magazine“)

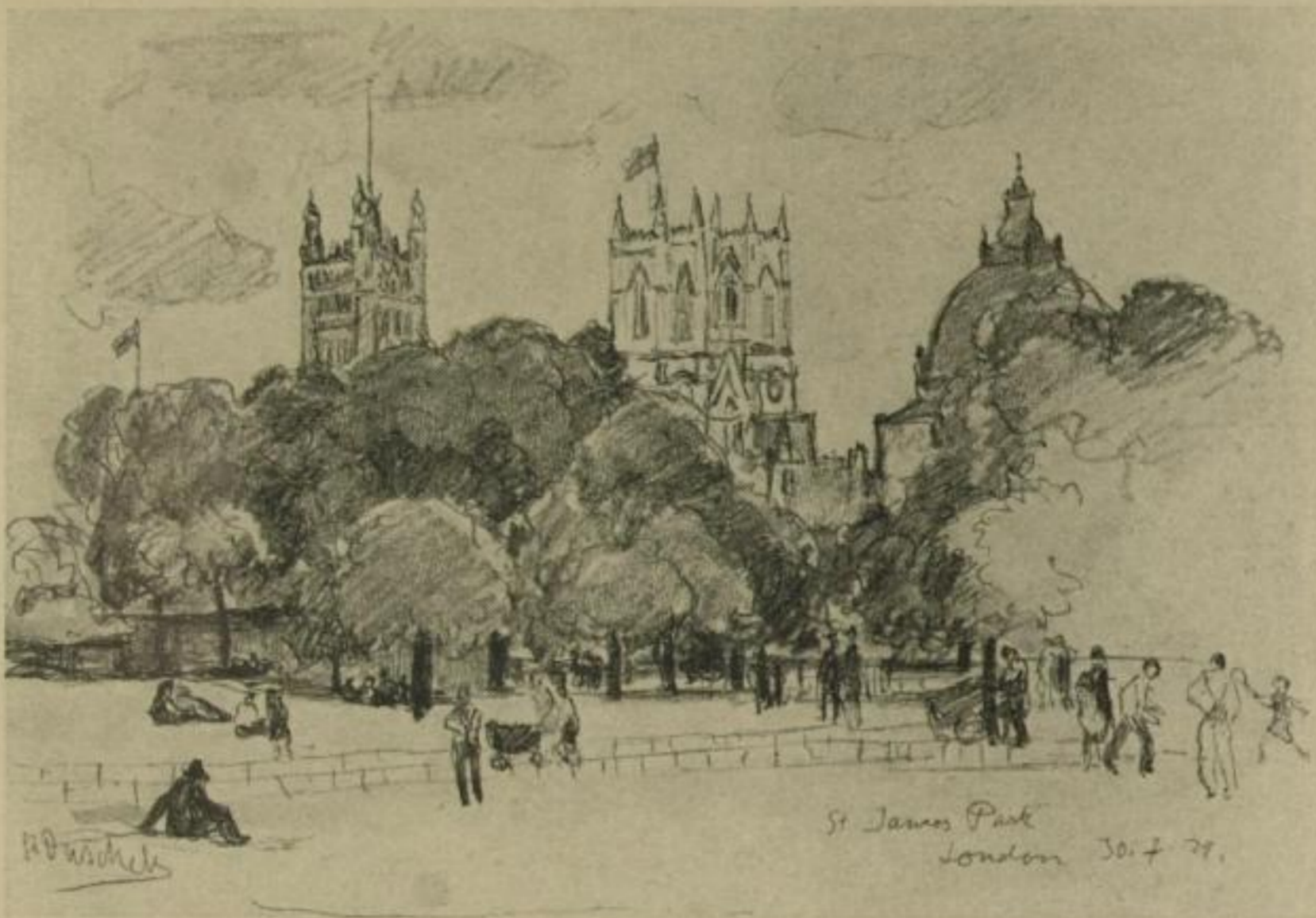
Die Zeugin. Zur Klärung des Sachverhalts vor einem Londoner Gericht fehlte nichts weiter als ein Augenzeuge, den die klagende Partei denn auch schließlich in der Person einer alten Frau herbeiführte, die behauptete, alles genau so gesehen zu haben, wie der Kläger es schilderte. Verzweifelt wandte sich der Verteidiger an die Zeugin: Sie habe doch viel weiter vom Tatort entfernt gestanden als die bisher vernommenen Zeugen, es sei ihm völlig unklar, wie sie sich auf Gewißheiten versteifen könne, wo die, die näher gestanden, sich nur dunkel zu entsinnen vermöchten. Die Zeugin blieb bei ihrer Aussage: genau so, wie sie es schildere, sei es gewesen.

„Hoher Gerichtshof“, sagte der Verteidiger, „diese Augenzeugin erinnert mich an eine Frau, die ich kannte. Sie war kurzsichtig, behauptete aber immer, daß ihre Augen ausgezeichnet seien. Eines Tages versteckte ein Nachbar eine Stopfnadel in seiner Scheune. Die Dame, die in einiger Entfernung stand, hatte die offene Scheune vor ihren Augen. Der Nachbar fragte sie nun, ob sie die Stopfnadel aus der Entfernung noch zu sehen vermöchte. „Oh, gewiß“, sagte die Frau, „natürlich sehe ich die Nadel, aber wo ist die Scheune?““

Sitzenbleiben. Ein Befehl für die gesamte englische Flotte weist Offiziere und Mannschaften an, sitzen zu bleiben, wenn das Wohl des Königs ausgebracht wird. Dies gilt sowohl an Bord wie an Land.

Dann wird der Befehl verwickelt. Falls nach dem Königshoch die Nationalhymne gesungen wird, dann hat alles aufzustehen. Wenn das Hoch auf ein anderes Staatsoberhaupt ausgebracht wird, zugleich mit dem Hoch auf den König, dann muß sich alles erheben.

Warum diese erstaunlichen zeremoniellen Anweisungen? Weil vor vielen, vielen Jahren die Messen in den Holzschiffen häufig so niedrig waren, daß Offiziere und Mannschaften einfach nicht aufstehen konnten. Und weil es einmal so war, so ist es auch heute noch so, obwohl heute Raum genug ist. Und ein ordentlicher Seemann fühlt sich immer an Bord, wenn er auf seinen König trinkt, ob er nun schaukelt oder an Land ist. Dies alles bestätigt der Befehl.



St. James-Park, London

Richard Duschek

„FOREIGN OFFICE VON INNEN“

Von

SIR ARTHUR WILLERT

„Warum gleichen die Beamten des Foreign Office den Springbrunnen von Trafalgar Square?“ hieß eine Scherzfrage aus dem Zeitalter der Königin Victoria. „Weil sie von zehn bis vier Uhr spielen!“

Für jene Zeit hatte das Witzwort seine Berechtigung, denn ein Diplomat war, außer in Krisenzeiten, nicht eben überbürdet. Die jungen Herren vom Auswärtigen Amt hatten einen Erholungsraum, genannt das „Kinderzimmer“, wo ihnen ein Klavier, Florette, Boxhandschuhe und dergleichen zur Verfügung standen. Aus derselben Zeit stammt die wahre Geschichte von den drei königlichen Sonderkurieren, die nach der Hausordnung ständig für besonders dringende Anlässe in Reichweite zu sein hatten. Einmal trat ein solcher Anlaß ein und kein Kurier war zu finden: der erste war auf der Jagd, der zweite beim Rennen, der dritte vertrieb sich die Zeit in der feinen Gesellschaft des Mayfair-Viertels.

Die jungen Diplomaten erschienen damals gewöhnlich erst nach dem Lunch zur Arbeit, und trotzdem blieb ihnen noch freie Zeit während der Amtsstunden. Vor der Vollendung des gegenwärtigen Gebäudes, 1870, befand sich das Auswärtige Amt in einem Hause gegenüber einem Modistenladen, und die jungen Herren des Foreign Office vergnügten sich damit, Sonnenstrahlen durch Spiegel in die Gesichter der Modistinnen zu lenken. Beschwerden liefen ein, und Lord Palmerston, der Außenminister, ließ sagen, er habe zu seinem Mißfallen gehört, daß die Herren seines Stabes während der Amtsstunden auf junge Damen reflektierten.

Heute ist das alles anders. Heute brennen die Lichter in den Arbeitsräumen zwischen den Horse Guards und Westminster bis in die späten Abendstunden. Im Foreign Office wird Tag und Nacht gearbeitet, einige jüngere Beamte wohnen auch dort, die sogenannten „resident clerks“, in einer Art ständiger Bereitschaft. Ihr Feierabend ist so eingeteilt, daß einer von ihnen stets in seinem Zimmer erreichbar ist, um etwa den Anruf eines aufgeregten Gesandten an den Außenminister oder einen anderen hohen Beamten selbst zur vorgerücktesten Stunde weiterzuleiten oder eine dringende Chiffredepesche zu entziffern oder irgendwen zu wecken, der sie erledigen kann. Asquith erzählt, einer der nachhaltigsten Eindrücke aus seiner Premierzeit während des Krieges sei, wie er einmal in Downing Street aus dem Bett geweckt wurde und einen „resident clerk“ in buntgestreiftem Pyjama und ebenso buntem Schlafrock über sich gebeugt sah, eine unangenehme Depesche in der Hand, mit der er, Asquith, gar nichts zu schaffen hatte.

In den Abendstunden ist das Außenamt am stärksten beschäftigt, wie eine Zeitung, denn die Nachrichten, besonders aus Europa, treffen in London meist spät ein. Angenommen: eine internationale Krise entstehe; das Kabinett faßt morgens einen Beschluß, der Außenminister eilt in die Downing Street und beruft seine engsten Mitarbeiter, um einen Arbeitsplan zu entwerfen; Ferngespräche mit Rom und Paris; der Gesandte in Rom wird beauftragt, Mussolini oder dessen Vertreter aufzusuchen; der Gesandte in Paris, sich sofort ins französische Außenministerium zu begeben; Weisungen gehen an den britischen Vertreter in Genf, sich mit seinen Kollegen zu beraten. Nachmittags empfängt der Außenminister den französischen und den italienischen Gesandten in London; wenn das Parlament Sitzung hat, erfolgt dieser Empfang im Zimmer des Ministers im Unterhaus. Etwa zwischen fünf und sechs laufen dann Zifferdepeschen aus Rom, Paris, Genf über die Ergebnisse der Besprechungen ein, werden entziffert und in Abschriften dem Außenminister und den anderen in Betracht kommenden Funktionären vorgelegt, die mit dem Außenminister nach dessen Rückkehr aus dem Parlament zur Beratung zusammentreten. Neue Beschlüsse, neue Telegramme. Alles muß aufgearbeitet werden, denn durch Rückstände könnten die Bevollmächtigten im Ausland kostbare Zeit verlieren. Der Außenminister diktiert die Ergebnisse seiner Unterredungen mit den Gesandten in London in Form von Depeschen an die englischen Gesandten im Ausland, damit sie stets über den letzten Stand der Dinge unterrichtet sind.

Krisenzeitenbürden dem Zweithöchsten im Außenamt die meiste Arbeit auf, dem Ständigen Unterstaatssekretär. Dieses Amt ist eines der wichtigsten des Zivildienstes. Einmal bekleidete es ein früherer Vizekönig von Indien; mehrere Ständige Unterstaatssekretäre wurden geadelt. Hier ist der eigentliche Leiter des Auswärtigen Amtes; er hat den Rang eines Gesandten und war zumeist vorher wirklich Gesandter oder verläßt häufig diese Stelle, um es zu werden. Der Ständige Unterstaatssekretär ist für die Organisation und Disziplin des Foreign Office verantwortlich. Während er früher selten aus seiner Anonymität hervortrat, ist seit der abessinischen Krise der Name des gegenwärtigen Amtsleiters viel genannt worden: *Sir Robert Vansittart*, der sich trotz der Arbeitslast seiner Stellung auch durch mehrere Bücher in Vers und Prosa bekanntgemacht hat.

Sein Arbeitszimmer, ein weitläufiger Raum, ist mit dem noch größeren des Außenministers über ihm durch einen Lift verbunden. Er ist ständig von einer Unzahl jener rotlederner Kästchen umgeben, die man so häufig bei den königlichen Kurieren rings um Whitehall sieht. In diesen Kästchen werden Dokumente



Fun fair

Fot. Treskow



Krickett

Fot. Bill Brandt



Kinder beim Rasentennis

Fot. Keystone / Weltbild



Bowling, beliebtes Spiel der Mittelklasse

Fot. Hübschmann / Mauritius



Der Weekendpfarrer, der vom Flugzeug aus predigt

Fot. Treskow



Sonntag nachmittag.



Sonntag abend

Fotos Bill Brandt

von einem Zimmer ins nächste und von einem Amt ins andere befördert. Das scheint unbeholfen und altmodisch, ist es aber nicht. Der Großteil der Arbeit im Foreign Office erfolgt schriftlich und zirkuliert auch schriftlich. Kästchen gehen nicht so leicht verloren und können schwerer mißbraucht werden als Briefumschläge. Die Kästchen gelangen durch einen eigenen Lift von einem Stockwerk ins nächste, die Farben der Schildchen wechseln nach dem Inhalt; ein rotes Schildchen bedeutet „Dringend“.

Das Außenamt muß nicht nur während der Wirbelstürme internationaler Krisen, sondern jederzeit über die Beziehungen Großbritanniens zu den übrigen Ländern, aber auch über die Beziehungen der anderen Länder untereinander peinlich genau unterrichtet sein. Es muß unverzüglich erschöpfende Auskunft auf jede Frage geben können, die ihm vom Außenminister gestellt oder an ihn im Unterhaus gerichtet wird. Zu diesem Zweck müssen alle Berichte der Gesandten und Geschäftsträger im Ausland dauernd gründlich studiert, verglichen und auf den neuesten Stand ergänzt werden.

Von der Vielfalt der britischen Interessen im Ausland, die das Foreign Office zu vertreten hat, erfährt die große Menge wenig. Wer kümmert sich etwa um eine Statutänderung der internationalen Tanager-Verwaltung, die eben jetzt einigen Beamten des Foreign Office das Leben sauer machte? Bodenpachtverträge in Japan, Großbritanniens Beziehungen zu Afghanistan oder Arabien, litauische Pressestimmen, Beschwerde eines britischen Untertanen in Liberia, eines Zuckerpflanzers auf Kuba, eines unbezahlten Gläubigers in Italien; die Sorgen der Mutter eines Missionärs in China, die neuesten Ereignisse der jugoslawischen, türkischen, guatemalanischen und finnischen Innenpolitik, die Angriffe der italienischen Presse, die angebliche Beleidigung irgendeines ausländischen Geschäftsträgers in einem Kino — tausende solcher grundverschiedener Dinge müssen ebenso erledigt werden wie die großen Tagesfragen.

1934 wurden 155 081 Schriftstücke bearbeitet; dreißig Jahre vorher nur 49 556. Und dabei war damals dem Foreign Office noch eine Handelsabteilung angegliedert, die seither infolge des ungeheuer angewachsenen Aufgabenkreises selbständig unter der vereinigten Führung des Staatssekretärs im Außenamt und des Vorsitzenden des Handelsamtes arbeitet.

Chiffrieren ist eine langweilige Arbeit, schlecht für die Augen. Manchmal freilich, etwa während einer Krise, bietet es eine gewisse sportliche Aufregung, wenn irgendein wichtiges Telegramm seinen Inhalt zu enthüllen beginnt. Die berühmteste aller Zifferdepeschen war übrigens nicht dramatisch, sondern humoristisch: Cannings gereimte Depesche vom 31. Januar 1836 an den britischen Gesandten in Prag. Dieses ungewöhnliche Schriftstück unterscheidet sich äußerlich nicht von anderen Zifferdepeschen: neun Zeilen drei- und vierstelliger Zahlen. Der Text aber lautet überraschenderweise:



Zeichnung von Werner Knoth

„Sir,

Den Handelsvertrag mit Holland erschwert,
Daß es zu viel verlangt und zu wenig gewährt.
Bei Frankreich haben wir leichteren Kauf,
Drum kloppen wir Holland noch zwanzig Prozent drauf.“

(Chor der englischen Zollbeamten und der französischen Douaniers:)

Engländer: „Wir kloppen Holland noch zwanzig Prozent drauf!“

Franzosen: „Vous frapperez Falck avec zwanzig Prozent!“

Für heute habe ich Eurer Exzellenz keine anderen Befehle
Seiner Majestät zu übermitteln.

Canning.“

(Falck war der holländische Außenminister.)

Das Chiffrieren und Entziffern besorgen heute die königlichen Kuriere, wenn sie nicht gerade unterwegs sind. Alle einlaufenden Schriftstücke werden eingetragen und an die betreffenden Abteilungen weitergeleitet; alle, ausgenommen die wichtigsten und dringendsten, gelangen zuerst in die Hände untergeordneter Beamten, die meisten werden auch von ihnen erledigt, die übrigen mit Anmerkungen versehen und weitergegeben. Verhältnismäßig wenige gelangen bis zu den Hilfssekretären, die wenigsten zum Leiter des Amtes. Die einlangenden und ausgehenden Depeschen und anderen Dokumente werden gedruckt und zur allgemeinen Kenntnisnahme verteilt. Man sieht es gern, wenn jüngere Beamte über Sonderfragen, mit denen sie sich befassen, Berichte schreiben. Das Verhältnis zwischen ihnen und den älteren Beamten ist frei von Förmlichkeit und trägt dazu bei, die klubähnliche Atmosphäre von einst, trotz der gewaltigen Personalzunahme und der Verbürgerlichung des Dienstes, zu erhalten.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts, als man ernstlich an die Modernisierung des Foreign Office schritt — die erste weibliche Hilfskraft erschien 1889 —, hatte der Außenminister knapp über hundert Untergebene, darunter acht Schreibfräulein. Heute sind es mehr als vierhundert, unter ihnen über hundert weibliche.

Diplomatie war lange Zeit ein Vorrecht der Oberschichten. Nicht nur die Schlachten des Herzogs von Wellington, auch die Kämpfe der Diplomatie wurden auf den Schulplätzen von Eton gewonnen. Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab es keinen durchgegliederten diplomatischen Dienst. Der König, der Premier oder ein anderer Minister ernannte seine Freunde zu Gesandten, diese wieder wählten ihren Stab aus ihren Freunden und Verwandten. Erst in den letzten hundert Jahren wurde Diplomatie ein richtiger Beruf, blieb aber immer noch ein Klassenprivileg. Der Außenminister war immer ein Adliger; den ersten Außenminister, Charles James Fox (1789), und den großen Canning ausgenommen, hatte jeder Außenminister seinen Sitz im Hause der Lords, bis zur liberalen Regierung von 1906, als Sir Edward Grey dieses Amt antrat. Er und nach ihm Außenminister Balfour saßen wohl im Unterhaus, waren aber beide von Adel.

Auf Balfour folgte Lord Curzon, der sich für den aristokratischsten aller Adligen hielt, ein glänzender, aber pompöser und unpopulärer Staatsmann. Wenn er im Außenamt erschien, läuteten alle Klingeln in den Korridoren, damit der Lift rechtzeitig bereitstand und alle Türen ehrerbietig geöffnet wurden. Einmal blieb der Lift so stecken, daß Lord Curzons Kopf gerade über dem Estrich sichtbar wurde. Die ihm zu Hilfe eilten, erklärten später, noch nie eine so wunderbare Lektion über den Reichtum der Sprache an Schimpfwörtern erhalten zu

haben. Der Marquis, wie er im Amte genannt wurde, läutete einmal einige Minuten nach eins seinem Privatsekretär Sir Robert Vansittart, der aber schon zum Lunch gegangen war. „Zum Lunch? Vor viertel nach eins? Unerträgliche Spießbürgerlichkeit!“

Als Ramsay Macdonald 1924 Premier und Außenminister wurde, entstand eine bisher ungeahnte Schwierigkeit. Von altersher wurden Verträge mit dem Wappen der Unterzeichner gesiegelt. Macdonald hatte kein Wappen. Allgemeine Ratlosigkeit, als er den ersten Vertrag unterzeichnen sollte. Endlich erinnerte man sich, daß die Vertreter der Vereinigten Staaten und anderer Republiken mit ihrem Monogramm siegelten. Rasch wurde ein Petschaft I. R. M. beschafft, und die Situation war gerettet.

Die Verbürgerlichung des diplomatischen Dienstes begann vor dem Kriege. Die Aufnahmeprüfungen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführt, sind nach und nach schwieriger geworden, um Günstlingswirtschaft zu verhindern. Bis 1919 mußte der Bewerber ein eigenes Jahreseinkommen von vierhundert Pfund nachweisen; seither wurden die Gehälter so angesetzt, daß ein junger Mann ohne eigene Mittel davon leben kann. Im Durchschnitt beträgt das Jahresgehalt eines jungen diplomatischen Beamten des Foreign Office dreihundert Pfund in London und fünfhundert im Ausland. Das Höchstgehalt eines Counsellors ist zwölfhundert Pfund. Allerdings kann er mit fünfzig Jahren Minister sein, dann geht es ihm gut; oder er kann gar Gesandter werden, dann ist er ein reicher Mann. Die Pensionen sind angemessen.

Dies gehört zu den Annehmlichkeiten des schweren, verantwortungsvollen diplomatischen Dienstes, — wenn man von jener Antwort absehen will, die einmal ein junger Mann auf die Frage gab, warum er den diplomatischen Beruf so liebe. „Ja, wissen Sie“, sagte er, „genau besehen, weil man dadurch so hervorragende Plätze in der ersten Reihe bei allen wichtigen Ereignissen bekommt!“

Der Frieden. Zwei Offiziere der englischen Armee, die Freunde waren, sich aber lange Zeit nicht gesehen hatten, meldeten sich freiwillig in den Aschanti-Krieg. Zu ihrer freudigen Überraschung rannten sie in Cape Coast Castle einander fast in die Arme, und folgende Unterhaltung begann:

A.: Hallo, B.! Wer hätte sich träumen lassen, dir hier zu begegnen! Hast du dich etwa auch freiwillig gemeldet?

B.: Gewiß, altes Haus. Siehst du: ich habe weder eine Frau, noch eine Familie, und ich liebe den Krieg. Aber was zum Teufel bringt dich her?

A.: Nun, siehst du, ich habe eine Frau und Familie, und ich liebe — den Frieden!



BALDWIN



AUSTEN
CHAMBERLAIN



SIMON



CHURCHILL



NEVILLE
CHAMBERLAIN

GEDANKEN ÜBER OSKAR WILDE

Von

ARNOLD KRIEGER

Oskar Wilde ist ein halbes Jahrhundert zu früh geboren und ein halbes Jahrzehnt zu spät gestorben. Er fiel in die Hände einer Justiz von mittelalterlichen Formen, und er war paradox genug, seine Vernichtung zu überleben.

*

Oskar Wilde war schuldlos sündig. Er war ein Märtyrer des Lasters. Eines Lasters, das die anderen nicht teilten und somit verurteilten. Er liebte das Paradoxe auch in seinem Lebensstil so sehr, daß er, der geistige Souverän Londons, zum Sklaven einer ungeistigen Freundschaft werden konnte. Widerstand dünkte ihn unästhetisch. So ließ er sich ausbeuten, bis der Zusammenbruch kam.

*

Alles in Wildes Leben ist widerspruchsvoll. Er pflegte den Klubtisch zu verlassen, wenn ein unfeines Wort fiel. Dem Mann indes, der ihm auf dem Wege zum Zuchthaus ins Gesicht spuckte, verzieh er. Im zweiten Jahr seiner überaus grausamen Haft entdeckte er den Segen seiner Situation, und was er in seinem berühmten Brief darüber schreibt, mutet wie die Verhimmelung einer Hölle an.

*

Wildes Geist hatte den einen Fehler, daß er der Fehler der andern bedurfte. Er geißelte seine Mitmenschen aus Liebe — zur Geißel. Sein Werk war oft nur Blendwerk. Er war ein Feuerwerker. Er brachte es nicht fertig, Einfälle zu opfern, und wurde oft zum Opfer seiner Einfälle.

*

Whistler beschuldigt seinen Schüler Wilde des Plagiats. „Wilde hat den Mut zu anderer Leute Meinung.“ Gewiß, Wilde schrieb oft „Erlesenes“, aber in seinem ureigenen Stil. Er war ein Alchimist der Sprache.

*

Wilde liebte die Schönheit über alles. Drum war er sich selber oft verhaft. Mit ungeschlachten Händen liebte er die kostbarsten Dinge, sein wulstiger Mund wußte legendenfein zu erzählen.

*

Er verließ das Zuchthaus als ein Gebrochener. Auch sein Geist siechte. Aber in einem war er sich treu bis zum Schluß: er blieb paradox. Der zynische Umwerter und begeisterte Verneiner wurde katholisch! — Als er gestorben war, gaben ihm nur wenige das Geleite, und auf den elenden Sarg klirrte ein dürftiger Kranz nieder: Glasperlen, auf Draht gezogen.

ALS WALLACE=LESER IN LONDON

Von

ARTUR ZICKLER

Man konnte ja doch wirklich nicht ahnen, was man damit anrichtete, wenn man (etwa mit der Sorgfalt, mit der man eine Feuerzangen-Bowle ansetzt) sich so einen geräucherten Männer-Märchen-Abend zusammenbaute: mit Pyjama, Kautsch, Stehlampe und Wallace-Roman, von den kleineren Zutaten abgesehen. Schnell schwebte man, mit angezogenen Beinen, im Zeichen des Zauberspruches, wonach es unmöglich ist, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu werden, in jene seltsam gegenständliche Unwirklichkeit, die nur der in der Wolle gefärbte Kriminalschmöcker heraufbeschwören kann. Man sitzt darin wie in einer Badewanne: mit einer neuen Haut, Wonne in allen Poren.

Die Zeit verfliegt wie Kampferspiritus, man wird zum Kinde, haßt die Schurken, liebt die rauhen, aber redlichen Männer — mehr aber noch das getetzte Reh, das britische Gibson-Schmaltier von vollendeter Gestalt, unvergleichlichem Haar, zartester, angenehm durchbluteter Haut, reinem, jedoch kaltblütigem Herzen (genaue Größe, Brustumfang, Haar- und Augenfarbe verschweigt Wallace, um dem Eigengeschmack des weitverbreiteten Lesers keinen Querschläger zu verpassen). Wir glauben an Grace trotz aller Mißverständnisse, die auf sie gehäuft werden, selbst trotz der Erbmasse ihres liebevollen, aber willensschwachen und darum Wechsel fälschenden Vaters — und siehe, wir taten recht daran; wir zittern um den furchtlosen, wohlgeschnittenen Patrick, doch nur angenehm, weil wir wissen, daß der (das) Gute siegen wird und Patrick uns (und Grace) erhalten bleibt; und richtig entpuppt sich zum Schluß als der negative Übermensch gerade einer, den wir nur dann richtig hätten vermuten können, wenn wir Seite 21 mit mehr als Verstand gelesen hätten. Wenn wir das alles ganz genau wissen, ist es drei Uhr morgens.

Solche Wallace-Abende schienen mir, wie gesagt, menschlich, aber bedenkenfrei, schlafraubend, aber nicht schreckhaft; denn man weiß ja doch, daß das nächtliche Glucksen im Flur kein unterdrückter Todesschrei ist, sondern von der Gasuhr kommt, daß der unverdünnte Whisky unter der Stehlampe nur Leuna-Tarragona ist, die Glocke der Reinickendorfer Kirche kein Big Ben und der Funkturm nicht O'Connors bleiche Mordlaterne. Man bleibt in den Pantinen. Und wenn man auch gewillt ist, um mit Mussolini zu sprechen, *gefährlich zu leben*, so doch nicht immer und nicht gerade nachts; darum wirkt es nach einer Wallace-Orgie beruhigend, auf den Balkon zu treten, in den Berliner Himmel zu schauen und sich zu vergegenwärtigen, daß einem am Wedding Square, in der Prenzlauer Road und der Tauentzien Avenue, vom Verkehr abgesehen, so leicht nichts Böses widerfahren kann.

Doch man wähne nicht, daß man damit Herrn Wallace losgeworden sei. Er sitzt fest wie ein Oktoberhusten. Er ist eine gefährliche Sache mit Zeitzündler. Vor einer Reihe von Jahren saß ich ihm einmal in einem Weinhaus der Leipziger Straße gegenüber: er war ein wenig auffälliger Herr mit einem Bauch und einem

großen, gleichmütigen Gesicht. Ich war sofort überzeugt, daß er durch einen unterirdischen Gang hereingekommen war, und beobachtete sein Besteck, ob es mit einem Schalldämpfer versehen sei. Erst wollte ich ihn ansprechen, doch dann besann ich mich, daß ich nicht verkleidet war, schämte mich und ließ es bleiben; doch stand ich immerhin soweit in seinem Banne, daß ich ihm wie ein Schatten folgte, wenn auch nur bis zur Tür.

Wenn einem das mit Herrn Wallace geschieht, der gar kein Wallace-Typ war, und in Berlin, das keine Kriminalroman-Aura hat — vermute, Leser, wie ich London sah! Ich kreuzte mit einem Sachsen den Kanal, der nach England fuhr, weil man nur dort wirklich gute Horoskope bekommt. Wir hörten Nebelhörner tuten und sahen den Schatten eines britischen Torpedobootes — das sicher hinter einem Schurken her war, der mit dem englischen Thronschatz und einer geknebelten schönen Frau dem Atlantischen Ozean zustrebte. Ich stand am Fenster meines kleinen Zimmers im Charing Croß Hotel und blickte auf das abendliche Gewühl des Strand hinab — da schellte der Fernsprecher. Was anderes konnte das sein, als die brüchige Stimme, die mir im Auftrage des Grünen Frosches mitzuteilen wünschte, daß mir der Boß innerhalb von zwei Stunden in einer verfallenen Fabrik an der unteren Themse zu erscheinen befehle? Es war aber nur mein Sachse, mit der frohen Botschaft, daß in seinem Ascendenten die Fische eine wundervolle Konstellation zum Jupiter besäßen. Darf ich bekennen, daß ich meine Bedienerin in Lyons Teeroom daraufhin ansah, ob ein geheimes Leid um ihren seit acht Tagen verschollenen Vater an ihr zehre? Kann es als albern empfunden werden, daß ich weder Half-Moon-Street noch Threatneedle-Street durchkreuzen konnte, ohne mich zu vergewissern, ob ich nicht „beschattet“ würde? Eine volle Stunde stand ich an Piccadilly Circus, ohne daß ein orangefarbener Rolls Royce mit abgeblendeten Lichtern die Shaftesbury Avenue hinaufraste. Die gleichen Chinesen, die mir in der Kantstraße immer als Inbegriff beflissener Harmlosigkeit erscheinen, konnte ich in Limhouse nur als gelbe Sadisten empfinden, die in ihren Opiumhöhlen mit Grace wer weiß was anstellen. Jawohl: ich bin in die Vinestreet gegangen in der Hoffnung, Superintendent Murray mit Kommissar Charlie Chan-Honolulu aus der Polizeiwache treten zu sehen (was nicht mehr Edgar Wallace ist, sondern Earl Derr Biggers — aber ich war nun einmal im Zuge); jawohl: ich bin in Old Balay gesessen mit dem unheimlichen Gefühl, an einer Sache beteiligt zu sein, die nur mit und in Dartmoor enden konnte. Ich stand auf der London Bridge und sah Sachen im Wasser schwimmen, die sich nicht lange halten, hielt jeden Dritten, dem ich begegnete, für einen Coroner, erblickte Grace McDuffy und Violet Yale in jedem Weibe.

Und dennoch habe ich London als von der Wallacitis geheilt verlassen. Ich kann das Rezept jedem Leidensgenossen nur bestens empfehlen: man kaufe sich, nachdem man sich gelobt hat, um Scotland Yard einen hohen Bogen zu schlagen, in der Regent Street den „Peter Pan“, lese ihn abends auf einen Ritt durch — und durchwandere am nächsten Morgen in fröhlicher Andacht Kensington Gardens. Wem das nicht zu einem schöneren London verhilft — der bleibt für sein ganzes Leben broschiert!

„ACHTUNG, AUFNAHME . . .“

Von

MATT TAYLOR

Der Direktor zog Ted Wilkes zu dem schmalen Steg, der über die Schlucht führte. Dieser Steg war für die aufregende Schlußszene des Films, den er gerade drehte, eigens errichtet worden.

„Hier ist die Stelle“, sagte der Direktor. „Wir werden die Szene von unten und von der Seite aufnehmen.“

Wilkes beugte sich über das Geländer. Tief unten schoß der Fluß in schwarzen Strudeln dahin.

„Vorsicht!“ warnte der Direktor. „Eine Stelle der Brüstung ist zum Zusammenbrechen eingerichtet — hier! Sehen Sie, sie ist besonders bezeichnet. Wenn Sie den Tauchkünstler da an das Geländer stoßen, stürzt es ein und er fliegt hinunter.“

Wilkes warf noch einen Blick in die Tiefe.

„Armer Kerl! Und das alles für fünfzig Dollars. Mehr zahlen Sie ihm doch nicht, wie ich Sie kenne.“

„Für fünfundzwanzig“, grinste der Direktor. „Der Kerl war ja auf das Geschäft direkt versessen. Er schaut übrigens gut aus und ich glaube, er wird auch die Raufszene ganz realistisch bringen, bevor er hinuntersaust.“

„Hoffentlich nicht allzu realistisch. Ich habe keine Lust, mit ihm zusammen da hinunterzufliegen.“

„Nur keine Angst. Ryder weiß genau, was er zu tun hat.“

Wilkes verbarg mühsam seine Überraschung.

„Sagten Sie ‚Ryder‘?“

„Ja. So heißt der Mann. Er ist Artist von Beruf. In seiner Nummer springt er von einem Turm in ein Wasserbassin, das keine zwei Meter im Durchmesser hat. Dem wird nichts geschehen.“

Der Schauspieler runzelte die Stirn und zuckte mit den Schultern.

„Beginnen wir mit der Aufnahme“, antwortete er.

Der Zirkuskünstler spielte als Double für den gewichtigen Jepson. Er war nicht so groß wie Jepson. Aber mit Jepsons Schnurrbart und Jepsons Kleidern sah er ihm ziemlich ähnlich. Der Direktor rief ihn zu sich und wiederholte alle Verhaltensmaßregeln.

„Ich drehe da einen erstklassigen Film“, sagte er, „und die Schlußszene muß doppelt erstklassig sein. Wir werden sie später im Atelier wiederholen. Für Großaufnahmen. Sie gehen also mit Ihrem Partner den Katzensteig da hinauf, streiten mit ihm, raufen mit ihm. Schließlich stößt er Sie gegen das Geländer, das bricht ein und Sie stürzen hinunter. Eine Zille ist unten im Flusse bereit. Man wird Sie sofort auffischen. Wenn ich winke, geht es los!“ Der Direktor ging.

Nun standen die beiden Männer einander gegenüber und sahen einander an. Der Artist warf seine Zigarette hinunter und verfolgte mit den

Blicken ihren langen Weg zu den Wellen des Flusses. Dann lachte er kurz auf und wandte sich zu Wilkes.

„Komisch, was? Da hinunterzufallen!“

Wilkes verzog keine Miene.

„Ich habe Sie ersucht“, sagte er, „meinen Weg nicht mehr zu kreuzen. Wenn Sie glauben, daß Sie wieder tausend Dollar von mir erpressen können, sind Sie im Irrtum . . .“

Der Mann lachte abermals.

„Sie haben mich mißverstanden, Mr. Wilkes“, antwortete er.

„Weshalb verfolgen Sie mich dann?“

„Darf ich nicht einmal auf ehrliche Weise ein paar Dollar verdienen? Man muß doch leben. Ich habe zwar nicht mehr für ein Weib zu sorgen, aber . . .“

„Gut haben Sie für Mary gesorgt!“

„Sie sorgen jedenfalls besser für Mary. Sie ist recht anspruchsvoll.“

„Sie war jedenfalls längst entschlossen, Sie zu verlassen, lange bevor sie mich kennen lernte. Das wissen Sie sehr gut. Sie hatte Ihr Zigeunerleben, Ihr ewiges Kartenspiel und Ihre Betrügereien satt.“ Er starrte Ryder an und seine Stimme klang rauh. „Und was haben Sie jetzt für Absichten, Ryder?“ fragte er.

Der Artist zuckte die Achseln und blickte abermals über das Geländer.

„Sein Geschäft muß man verstehen“, sagte er. „Ich werde da ganz famos hinunterspringen. Wenn aber ein Laie — wie Sie zum Beispiel — da hinunterfällt . . .“

„Also so meinen Sie das? Ich denke nicht im Traume daran, da hinunterzufallen, Ryder.“

„Wirklich nicht?“ Er blickte zu der Stelle, wo die Aufnahmegерäte standen. „Das Signal!“ rief er und sprang zurück.

Ryder dachte sich die Sache ganz einfach. Er mußte sich gar nicht besonders wehren. Es genügte, wenn er im Augenblicke des Sturzes Wilkes Ärmel packen konnte. Ihm konnte gar nichts geschehen — höchstens, daß er für die nächste Aufnahme nicht wieder engagiert würde. Die Kameras waren viel zu entfernt postiert. Die konnten eine arglistige Absicht gar nicht festhalten. Und in den Morgenblättern stünde: Filmschauspieler bei gefährlicher Aufnahme verunglückt — getötet. Niemand konnte ihm etwas beweisen. Niemand.

Ryder war flink und zäh. Er begann unvermittelt sein Spiel und Wilkes hatte keinen Augenblick Zeit zur Überlegung. Mit gesenktem Kopfe ging er Ryder an. Seine Arme schwangen hin und her wie Brunnenschwengel. Er versuchte, Ryder in den Bauch zu boxen. Aber es gelang ihm nicht. Ryder wich geschickt aus — bis zu dem Augenblicke, in dem sie an die Stelle des Geländers kamen, die bestimmt war, beim leisesten Druck zusammenzubrechen.

Da packte Wilkes plötzlich seinen Gegner — wohl war er kleiner und schwächer als dieser — aber das Unheil war nur mehr zwei Schritte weit entfernt. —

DIE ENGLISCHE „SOCIETY“



Fot. Bill Brandt

Zuschauer beim Rennen in Ascot

ZWEI INTERESSANTE ERSCHEINUNGEN



Fot. Harlip

Gräfin Armgard zu Inn- und Kniphausen, Schwägerin von Sir Andrews Nobel

DER LONDONER GESELLSCHAFT



Fot. Harlip

Mrs. Tilla Harris



Fot. Fox, London

Der Ort mit 58 Buchstaben, den es wirklich gibt:
Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndrobwilllantysiliogogoch
(Wales)



Fot. Leo Koszella

Was es nur in England gibt:
Der „Fliegende Schotte“ bei der Wettfahrt mit anderen berühmten Zügen

Aber Ryder brachte ihn zu Fall und er stürzte auf beide Knie. Nun bog ihn Ryder mit aller Kraft nach hinten. Wilkes drehte den Kopf, und sein Blick fiel auf das schwarze Wasser des Flusses, tief unten. Mit allen Kräften schwang er sich zur Seite, und es gelang ihm, eine Hand freizubekommen. Er griff nach Ryders Kehle — aber konnte sie nicht fassen. Er hörte Ryders heiseres Lachen. Der Mann war seiner Sache sicher.

Wohl gelang es Wilkes, wieder auf die Beine zu kommen, aber er vermochte es nicht, sich dem eisernen Griffe Ryders zu entwinden. Sein Fleisch brannte unter Ryders Fäusten. Hart am Abgrunde standen sie nun, und Ryders zerrte — zerrte —

Da raffte Wilkes seine letzten Kräfte zusammen, und es glückte ihm, sich einen Augenblick lang aus den Fäusten seines Gegners zu lösen. Ryder strauchelte. Und nun stieß Wilkes mit dem Reste seiner Kräfte seine Arme gegen Ryders Brust. Wohl versuchten die Finger Ryders, sich in Wilkes Rock zu klammern — aber sie griffen ins Leere. Schnell war Wilkes zurückgesprungen und Ryders stürzte durch das zusammenbrechende Gelände in den Abgrund.

Tief atmend saß der Schauspieler auf einem Felsblock am Ende des Steges, als der Direktor den steilen Pfad heraufkeuchte.

Der Direktor war ein guter Direktor. Aber beim geringsten Anlasse brauste er auf. Jetzt war er wütend.

„Was, zum Teufel, ist denn los?“ schnaubte er. „So eine elende Spielerei habe ich noch nie gesehen!“

Wilkes zündete sich eine Zigarette an.

„War sie allzu realistisch?“ fragte er.

„Realistisch!“ brüllte der Direktor. „Lächerlich war das Ganze! Keine einzige erhobene Faust war zu sehen! Zuerst habt ihr einen Walzer getanzt und dann haben Sie ihm einen Nasenstüber gegeben und er ist hinuntergehüpft wie ein Frosch. Die ganze Aufnahme ist verpfuscht. Die Szene wird nachmittags nochmals gedreht.“

„Ist der Zirkusmensch damit einverstanden?“

„Ich engagiere einen andern. Der Kerl hat ja keinen Dunst. Ich brauche jemanden, der rauft, als ob es ihm ernst damit wäre.“

Wilkes grinste.

„Wie Sie wollen. Sie verstehen das schließlich am besten.“

Die Wut des Direktors legte sich.

„Natürlich verstehe ich das am besten“, brummte er und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Ich kann Realismus von öder Schauspielerei unterscheiden, wenn ich nur hinrieche...“

(Copyright by Curtis Brown Ltd. London)

Der wirkliche Grund der Reklame besteht nicht darin, jemand irgendeine Sache verkaufen zu helfen, sondern Ihnen das kaufen zu helfen, was Sie haben wollen!

(Anzeige im „Evening Standard“)

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Trotz der sommerlichen Flaute haben die meisten Schallplattenfirmen in den letzten Monaten eine lebhaftere Tätigkeit entwickelt und eine Reihe bemerkenswerter Neuerscheinungen auf den Markt gebracht.

Auf acht 30-cm-Platten hat Elektrola (4450/57) *Anton Bruckners 4. Sinfonie in Es-Dur* partiturgetreu herausgebracht, ein Wagnis, das man unter der Stabführung Karl Böhms mit der Sächsischen Staatskapelle als gelungen bezeichnen kann. Ein weiteres besonderes Ereignis war die Aufnahme von *Mozarts Klavierkonzert in D-Moll* (K. V. 466) der Berliner Philharmoniker mit Mitja Nikisch als Solisten (Telefunken 1643/6), und *Dvoraks Cello-Konzert* (op. 104) mit Caspar Cassado (Telefunken 1893/7). Grammophon brachte *Beethovens Kreuzersonate* auf vier Platten (35017/20) mit Georg Kulenkampff (Violine) und Wilhelm Kempff (Klavier) heraus, ein Werk, das man zu den Spitzenleistungen der Schallplattenindustrie rechnen muß. Bemerkenswert waren auch zwei Beethovensche Quartette, und zwar op. 18 in D-Dur (drei Platten, Elektrola 2504/6) vom Budapester Streichquartett und op. 127 in Es-Dur (fünf Platten, Elektrola 939/43) vom Klingler-Quartett gespielt.

Auf dem Gebiet der Klaviermusik hat Walter Rehberg drei bedeutende Werke von Liszt vorgetragen, und zwar das Ave Maria (Grammophon 95 043), den Faust-Walzer (Liszt-Gounod) (Grammophon 95 046) und die Rhapsodie Espagnole (Grammophon 95 044/5). Ferner spielte Wilhelm Kempff einige der schönsten Sätze der französischen Suiten von J. S. Bach: Nr. 5 in G-Dur auf Grammophon 57 000. Nicht vergessen sei Frederic Lamond, der das „Waldesrauschen“ und den „Gnomensreigen“ auf Elektrola (968) bringt. Für Dvorak-Liebhaber sei noch besonders auf den von den Tschechischen Philharmonikern gespielten „Slawischen Tanz“ Nr. 10 in E-Moll hingewiesen (Elektrola 967).

Furtwängler dirigierte auf Grammophon (95 417/8) das 3. Brandenburgische Konzert in G-Dur von Bach, dessen herbes Preußentum hier eine unverfälschte Auferstehung erlebt. Weitere Bach-Werke hat der Schallplattenvolksverband herausgebracht, und zwar: Präludium in Es-Dur (Orgelsolo) (Clangor 9221), Präludium und Fuge F-Moll (Clangor 9223) und das Adagio aus der G-Moll-Violinsonate (Clangor 9323).

Unter den Ouvertüren steht Furtwängler mit dem „Sommernachtstraum“ auf zwei Platten (Grammophon 66 925/6) an der Spitze. Daneben sind bemerkenswert Alois Melichar, der die Ouvertüre zu „Fra Diavolo“ (Grammophon 57 031) und „Die Fledermaus“ (Grammophon 57 029) dirigiert. Telefunken hat die Ouvertüre zu Rossinis „Barbier von Sevilla“ (1933) und Clangor „Die lustigen Weiber von Windsor“ (Clangor 55) herausgebracht. Reizend ist auch das Potpourri aus dem „Vogelhändler“ (Odeon 6592).

Einige besonders erlesene Genüsse: *Valse Triste* (Sibelius), gespielt vom Queens Hall Orchester, Chicago (Grammophon 30 011), *Alborada del Gracioso* (Telefunken 1947), *Cis-Moll-Walzer von Chopin* (Clangor 1057), *Scarlattis Sonate Nr. 9* (Elektrola 1130), *Isola Bella*, gesungen von Wilhelm Leiseifer (Grammophon 10 471) und *Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre*, Männerchor (Clangor 2510).

Telefunken hat auf einer Spezialplatte die Flaggenparade an Bord eines deutschen Kriegsschiffes am Skagerraktage aufgenommen. Auf der Rückseite Gedenkworte des Vizeadmirals von Trotha (Telefunken 5610).

Was Buchautoren in England verdienen

Für ein Erstlingswerk bekommt ein Autor durchschnittlich 10% Tantiemen auf die ersten zweitausend verkauften Exemplare. 12½% auf die nächsten 3000 Exemplare (2000—5000). (15% für alle weiteren Exemplare.) Gewöhnlich sind 30% der Erstlingsromane erfolgreich, 20% machen sich überhaupt bezahlt und der Rest sind einfache Verluste. Wirklich erfolgreiche Autoren sind im Augenblick J. B. Priestley, Charles Morgan, Hugh Walpole, Somerset Maugham, deren jeder an seinen Büchern allein (exklusive Verfilmungsrecht etc.) über £ 10,000 pro Jahr verdient. In jedem Monat werden über 200 000 000 Worte neuer Romane veröffentlicht. Reise- und biographische Werke sind im Zunehmen begriffen. Je ein Roman unter je 90 eingesandten Werken wird angenommen. E. G.

„PARFÜMIERTER MYTHOS“

Der „Berliner Börsenzeitung“ hat es „Isoldes Brautnacht“ im Augustheft des „Querschnitt“ angetan (S. 476). Unter der geschmackvollen Überschrift „Parfümierter Mythos“ nennt sie die dort wiedergegebene Dichtung *eine lüsterne Rokokoszene*, hinter deren Wandschirm sich der „dichtende Beobachter“ verbirgt. „Schließlich“, so heißt es in der „Börsenzeitung“, „stöbert man ihn im Inhaltsverzeichnis auf: Heinrich v. Freiberg“, und der dichtende Beobachter der „Börsenzeitung“ fährt wörtlich fort: „Aber so heißt er wahrscheinlich nicht. Die Anonymität ist also offenbar im deutschen Schrifttum immer noch nicht abgeschafft. Wir hätten uns diesen „Dichter“ gar zu gerne einmal beim heutigen Tageslicht besehen.“

Diesen Wunsch der „Börsenzeitung“ kann der „Querschnitt“ leider nicht erfüllen, da der „dichtende Beobachter“ dieser „lüsternen Rokokoszene“ bereits vor 600 Jahren das Zeitliche gesegnet hat: Heinrich von Freiberg, einer der berühmten Minnesänger des 13. Jahrhunderts in dem deutschen Lande Böhmen. Und da wir diesen „Anonymus“ nicht persönlich vorstellen können, wollen wir wenigstens mitteilen, daß Heinrich von Freiberg der Dichter des mittelalterlichen Tristan-Romans ist, und zwar einer Fortsetzung des von Gottfried von Strasburg unvollendet gelassenen Werkes. Heinrichs Tristan ist in zwei Handschriften in Köln und in Florenz und in einem Bruchstück in Wolfenbüttel erhalten. Die Handschrift F in Florenz stammt aus der Zeit kurz nach 1300 und ist nach ihren sprachlichen Merkmalen in Böhmen, die Handschrift O des Kölner Stadtarchivs ist in Rheinfranken im Umkreise von Mainz geschrieben worden.

Aus diesen Handschriften hat der „Querschnitt“ eine Übertragung ins Hochdeutsche veröffentlicht, und zwar nach der soeben erschienenen neuen Ausgabe der „Böhmerland-Drucke“, die Alois Bernt im Verlage Stiepel, Reichenberg, veröffentlicht hat. Der Verfasser des „Parfümierten Mythos“ hätte bei aufmerksamer Lektüre des „Querschnitt“ diese Feststellung auf Seite 504 des gleichen Heftes gefunden.

Statt dessen hat er sich unterfangen, den Dichter Heinrich von Freiberg in einer Stilanalyse zu zerflücken, die nicht ohne Humor zu lesen ist. Es heißt da:

„Der Dichter muß merkwürdige Vorstellungen von der Anatomie des Körpers haben. Er singt nämlich von Isolde: „An die Hüfte schmiegte sie / beide Schenkel und die Knie.“ Diese Isolde ist offenbar ein Schlangemensch. Aber das ist noch gar nichts. Isolde ist geradezu ein akrobatisches Genie. „Isolde wollte ihre Beine / die weißen und die linden, / in ihr Hemdlein winden.“ Sie hatte offenbar mehr als zwei Beine. Das kommt auf chinesischen Götterbildern vor, aber im germanischen Mythos ist es neu. Dafür hat es erst der „Querschnitt“ im Jahre 1936 entdeckt. Und dann: „die weißen“, ja, das gibt's, aber „die linden“, Junge, Junge! Und das alles windet sie nun so mir nichts, dir nichts in ihr Hemdlein.

Wir wollen diese widerliche spielerische Atmosphäre nicht weiter entspinnen. Hier wird der Mythos von Lüsternen für Lüsterne mißbraucht. Es ist nichts von der schicksalhaften Größe dieser Liebe darin. Die großen Stoffe des deutschen Mythos sind dem deutschen Volke heilig. Sie dürfen nicht zu Boudoirszenen erniedrigt werden. Mit deutschem Empfinden hat das nicht nur nichts zu tun. Es schlägt ihm gerade ins Gesicht.“

Diese pedantische schulmeisterlich-spießige Zerpflückung einer klassischen Dichtung mag für manchen Leser von Reiz sein. Ohne Reiz ist es jedoch, wenn für derart einseitige Geschmacksurteile immer gleich das „deutsche Empfinden“ haft-

bar gemacht wird, noch dazu, wenn man es bloß als Ersatz für solides Wissen und fachliche Kenntnisse verwenden muß.

Im übrigen müssen wir jedoch dem „dichtenden Beobachter“ der „Börsenzeitung“ für seinen Angriff dankbar sein. Zeigt sich doch, daß die ewige deutsche Dichtung immer jung und lebendig bleibt, so daß die von uns veröffentlichte Szene „Isoldes Brautnacht“ aus dem 13. Jahrhundert immer noch in der Lage ist, die philologischen Spießer des 20. Jahrhunderts auf den Plan zu rufen.

DAS LITERARISCHE KAMEL

An einem kalten, sonnigen, trockenen Wintertage schritt durch die lärmenden Straßen von London ein — Dromedar. Sein dünner Hals, dieses Anhängsel des unförmigen Rumpfes, ähnlich dem Griffbrett eines Violoncellokastens, thronte stolz über der Menge und seine schmalen, umflorten Augen blickten träumerisch in die Weite . . . Das Menschengedränge wogte zu seinen Füßen, schreckliche Autohupentöne erschallten ringsum, es achtete aber nicht darauf. Erhaben und stolz schritt es dahin, und nur von Zeit zu Zeit bewegte es verächtlich die speichelbedeckten Lippen:

„Geh auseinander, faule Menge! — Ich komme.“

Denkt nicht, daß eine gemusterte Decke, die seinen gemauserten Rumpf bedeckte, die Ursache dieses Stolzes war. Nein.

Die Ursache lag tiefer. An den rechten Vorderhuf hatte man ihm heut früh einen Gummistempel mit der Aufschrift: „Pears soap“ — Pears Seife — angefügt, und die Wüstenarhe, die durch die Regent-Street in der Richtung zum Trafalgar-Square schritt, gab diese Worte auf dem Straßenpflaster wieder. Und dies erfüllte es mit Stolz.

Denn sein Weg verlief nicht spurlos. O nein! Es ließ hinter sich lange Reihen gedruckter Buchstaben zurück:

Pears soap.

Pears soap.

Pears soap.

An der Ecke des Piccadilly versperrte ihm jemand den Weg. Es war sein alter Kollege aus einem Wanderzirkus — der Esel Jack.

„Hallo, Harry!“ — rief freudig der Esel. „Schon lange sah ich dich nicht mehr, lieber Freund, was machst du? How do you do?“

Das Dromedar maß ihn mit verächtlichem Blick.

„Mach Platz!“ sagte es langsam. — „Geh aus dem Wege! Und rede mich nicht an. Siehst du denn nicht, daß du mich störst?“

— „Worin?“ sprach verwundert der Esel.

Das Dromedar wies mit majestätischer Bewegung des Schwanzes nach hinten, auf die lange Reihe der Buchstaben . . .

„In meiner literarischen Tätigkeit!“ — erwiderte es. — „Dies alles ging unter meinem Huf hervor. Tritt also beiseite, denn wie du siehst, bin ich heute in Ekstase.“

Mit diesen Worten schritt es weiter in der Richtung zum Trafalgar-Square, stolz, voll Verachtung, erhaben, und mit jedem Schritt vergrößerte ein neues „Pears soap“ die Riesenlitanei.

Der Esel stand wie festgebannt, blickte auf den entschwindenden Schwanz des Freundes und immer von neuem auf die lange Reihe der gedruckten Worte. „Glückliches Vieh“ — seufzte er endlich. — „Es läßt eine Spur hinter sich zurück. Es geht in die Nachwelt über; warum gab mir Gott nicht auch literarisches Talent?“

Und tief seufzte es noch einmal.

B. W.



*In den inhomogenen Kino!
London, im Juni 1933
Knoth*

Zeichnung Werner Knoth

M A R G I N A L I E N

LONDONER KINO-KNIGGE

Ihr, die ihr hier eintretet, kauft euch vorher 25 Zigaretten. Am besten aus Virginiatabak, Marke Navy Cut, die von einem rotbärtigen Matrosen in übermenschlicher Plakatgröße neben der Kasse angepriesen werden. Was dein Nachbar tut, darfst auch du tun. Nämlich: den Rauch in möglichst dicken Schwaden, wegen der Dunkelheit kann man doch nicht sehen, ob du auch kunstvolle Ringlein blasen kannst, in die Luft zu blasen. Die blauen Schwaden fühlen sich wohl im Lichtkegel der Projektionslampen. Die Stars vorn auf der Leinwand sind durch einen Schleier aus hundert Zigaretten nur zu verschönern. Verjüngung durch Zigarettenrauch ist die Parole der Londoner Kinobesucher.

Wirf die Kippe nicht in den Aschenbecher, der auf der vorderen Bank angebracht ist, sondern lege sie deinem Nachbarn auf den Arm, um zu prüfen, ob es wahr ist, daß auf der Heide getrockneter schottischer Tweed garantiert feuer-, einbruch- und seefest ist. Sollte sich dein Nachbar doch beunruhigt fühlen, so murmele, ehe etwas Unhöfliches geschehen kann, möglichst mit Oxfordakzent: „So sorry, Sir.“ Damit bist du in allen Fällen sicher. Die Zigaretten kann man übrigens auch auf die dicken Teppiche werfen, mit denen selbst die kleineren Kinos angenehm wattiert sind. Die Londoner Feuerwehr gilt für garantiert schnell und reell.

Pfeife nach Möglichkeit auch an den kitschigsten Stellen nicht. Dir

kann es sonst passieren, daß sich das ganze Kino nach dir umsieht. Man wird dich nicht einmal vorwurfsvoll ansehen, eher traurig und ein bißchen verständnislos. Man weiß nämlich nicht, was du damit meinst. Andere Kinos, andere Sitten! Man drückt seine Mißbilligung oder Geringschätzung damit aus, daß man möglichst herzlich und laut lacht (roaring laughter) und überlegen den Kopf schüttelt. Das genügt.

Zu Filmpremieren brauchst du weder den Frack noch den Smoking anzulegen, auch eine Kombination beider Immobilien ist nicht notwendig.

Den Hut kannst du abtun, ohne daß sich Widerspruch erheben wird. Vom Mantel befreit man sich am besten an den dramatischsten Stellen, um erstaunt festzustellen, daß die Geduld des Teiles von Greater Britain, der in der „Kiellinie“ sitzt, doch Grenzen hat.

Wenn bei Pressevorstellungen freundlicherweise Bestechungsgelder für gute Kritiken in Form von guten Alkoholen und Sandwiches herübergereicht werden, so veranstaltest du am besten am Büfett ein privates Gelage. Du kannst das uniformierte Serviermädchen dabei schnell in ein Gespräch über den neuesten Huxley verwickeln, wenn du streng englisch-literarisch beginnst mit scherzendem Unterton: „Nice day today.“ Wundere dich nicht weiter über die splendid isolation, die um dich entsteht.

Wundere dich überhaupt nicht, lagere dich auf deinem Platz so bequem wie möglich, mach ein high-brow Gesicht, das gilt für „smart“ und erregt in manchen Fällen sogar die Aufmerksamkeit des schöneren Teiles der zahllosen Liebespaare,

die das Kino für den Raum, der in der kleinsten Hütte ist, halten.

Wilmont Haacke

Frage- und Antwortspiel. In einer Gesellschaft wurde Bernard Shaw von einem spottsüchtigen jungen Lord darauf angegangen, ob sein Vater wirklich nur ein einfacher Schneider gewesen wäre. „Ja, das stimmt“, erwiderte Shaw. Hochmütig darauf der junge Mann: „So, so. Und warum sind Sie keiner geworden?“ Shaw schwieg. Nach einer Weile antwortete er mit einer Gegenfrage: „War Ihr Vater ein Gentleman?“ „O ja“, meinte der junge Lord. „So? Und warum sind Sie nicht auch einer geworden?“ war Shaws abschließende Bemerkung.

Liebesbriefe. In der Gesellschaft Shaws kam man auf Briefe zu sprechen. Eine blühende Nichte wandte sich an den bejahrten Dichter und fragte:

„Onkel, wie schreibt man einen guten Liebesbrief?“

„Nun“, sagte Shaw, „du mußt beginnen, ohne zu wissen, was du schreibst, und enden, ohne zu wissen, was du geschrieben hast.“

Erst fragen. Ein junges Mädchen schrieb an Shaw und fragte an, ob sie ihr neues Schwein „Bernard Shaw“ taufen darf. Shaw erwiderte, er hätte nichts dagegen einzuwenden, jedoch, er würde vorschlagen, erst das Schwein zu fragen.

Zu diesem Heft. Das Gedicht „Black Susi“ auf Seite 604 entstammt dem Buch „Alte Seemannslieder und Shanties“ (Verlag Dr. Ernst Hauswedell & Co., Hamburg).

Das Foto „Firth of Forth“ zwischen Seite 600 und 601 wurde der Zeitschrift „Atlantis“ (Heft 5/1936), Verlag Bibliographisches Institut A. G. Leipzig, entnommen.

Berichtigung. Das zwischen Seite 456 und 457 im Augustheft veröffentlichte Foto stellt nicht Reichenbach im Vogtland, sondern *Ulm an der Donau* dar.



KAVALIERE, DIE MAN WARTEN LIESS....

Zeichnung von Werner Knoth

WENN SIE DIKTATOREN WÄREN

Da ist ein Londoner Verleger auf die hübsche Idee gekommen, gescheite Leute seines Landes darüber schreiben zu lassen, was sie wohl anstellen würden, wenn sie Diktatoren wären. So entstand eine bunte Reihe von „Möchte-nicht-gern-Diktatoren“: James Maxton, der Arbeiterparteilere; H. R. L. Sheppard, der Kirchenmann; die Stückeschreiber Lord Dunsany und St. John Ervine; der Biologe Julian S. Huxley; Lord Raglan und der bekannte außenpolitische Rundfunksprecher Vernon Bartlett.

Man kann diese sieben Bücher gestrost für eines nehmen: weil sie alle, wie verhext, auf eine überraschende, gescheite, durch und durch englische Weise völlig danebengelungen sind —

wahrscheinlich schon darum, weil sie es sollten. Es ist, als ob unheilbar reiche Leute darüber schreiben würden, was sie täten, wenn sie arm wären: das will gelernt und gekonnt sein und steht ihnen nicht zu. Aber es wäre trotzdem sehr vergnüglich und aufschlußreich. Arm: wie schön, wenn man es nicht nötig hat, als Sport, als Übung, als „großer Glanz von innen“. Die wirklich Armen würden das lesen und den Verfassern schreiben, daß sie ihnen gern helfen möchten.

St. John Ervine widmet seine Diktatur Ivor und Irene Brown: „because they, too, love liberty“. Das ist der Grundzug aller dieser Themse-Diktatoren, daß sie — too — die Freiheit lieben. Ein tiefer Schauer befällt sie

selbst schon im Als-ob, eine gründliche britische Abneigung gegen das, was sie „Bevormundung“ nennen, gegen das Un-Private. Die Welt hört auf, in Würde bewohnbar zu bleiben, wenn Gentlemen sich nicht mehr zu verständigen vermögen. Das freilich scheint, too, heute dringender nötig denn je; und damit alles, was noch nicht richtig ist in der Welt, sehr vieles, zugegeben, in Ordnung gebracht werden kann, muß der Mensch *erzogen* werden, bis zur vollen Verhandlungsreife und ihren Spielregeln. World - Education. Die vollendete menschliche Gesellschaft.

Zum Erzieher gehören Güte und Strenge. Und die Kunst des Beredens. Wenn aber die zuredende Vernunft nicht zureicht? England, der Erzieher zum weltoffenen Sinn, ist nicht immer nur gütig gewesen.

So wird aus dem Spiel Ernst, wie 1914: he makes war — to kill the war! Und so möchten sie schließlich doch Diktatoren sein. Dictators — to make safe the world for democracy! Der erhobene Lehrsinger wird zum Bakel, der Bakel zum Rutenbündel. Wer nicht hören will, muß fühlen. Sie wissen so viel, was nottut, und was, endlich, in Ordnung gebracht werden muß. Der Binnenhandel und der Außenhandel, die untere und die Mittelklasse, das Christentum und die irische Frage, die Dominions und die Kolonien, die Flotte und die Public schools. Das alles könnte natürlich einmal gründlich bereinigt werden, so klar und kategorisch, wie es eben nur Diktatoren vermögen — edle Diktatoren allerdings, die in Güte strafen und ordnen, die den Sinn des Lebens in sich tragen and the spirit of liberty too. Sie werden alles anschaffen, was rechtens ist, werden alles abschaffen, was unrechtens ist: zu guter Letzt und gründlich das Schlimmste, was sie sich vorstellen können — die Diktatoren! Because they, too, love liberty.

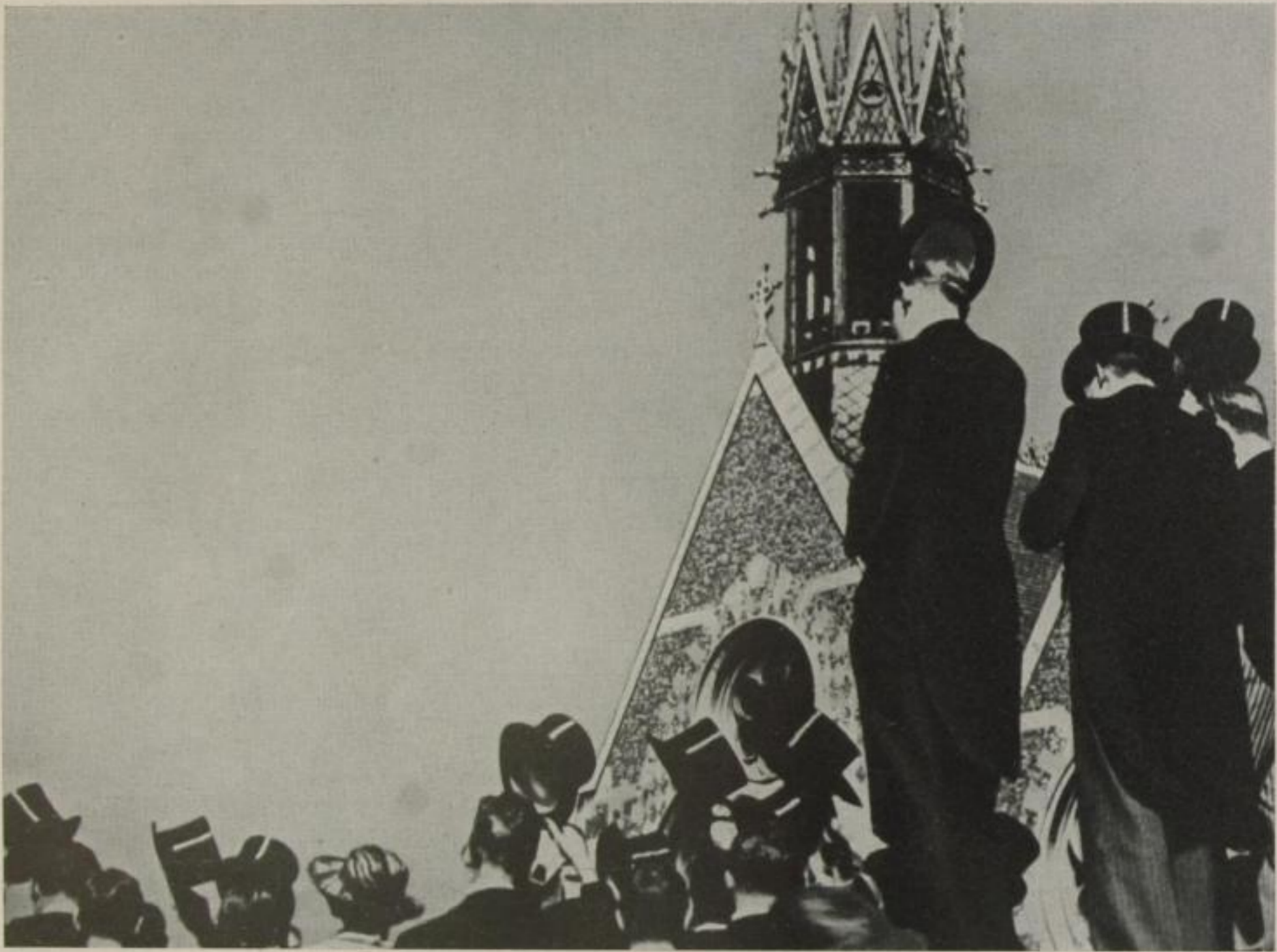
ARTUR ZICKLER



„Papier = Theater“

Das ist kein Ausdruck für eine besondere Art von Schriftstellerei, sondern das gibt es tatsächlich. Die oben abgebildete Figur stellt eine Harlekin-Figur aus den komischen Szenen des sogenannten „Papier-Theaters“ dar, welches mit flachen Spielzeug-Papierfiguren arbeitet, die aus der Anfangszeit des 19. Jahrhunderts stammen. Obwohl das Theater zunächst nur für Kinder gedacht war, hat es allmählich doch den Charakter einer Art Miniaturbühne angenommen, die sich die historischen Züge des großen Theaters bewahrt hat.

Eine sehr reizvolle Form hat sich im englischen „Spielzeug-Theater“ (Toy Theatre) erhalten. Zu Ehren des 80. Geburtstages eines der führenden Freunde des Papier-Theaters, Mr. Benj. Pollock aus Hoxton, veranstaltet die Vereinigung der Freunde des Puppenspiels in England im Oktober eine Ausstellung in London, welche die Geschichte des Papier-Theaters in England und in anderen Ländern behandelt.



„God save the King“



Im Club

Fotos Bill Brandt

KÖNIG EDUARD VIII.



Fot. Photographie News Agencies, London

Vorstellung bei der Gardenparty



Fot. Atlantis

Als Prince of Wales bei der Eröffnung eines Fußballspieles



Schottische Tänze

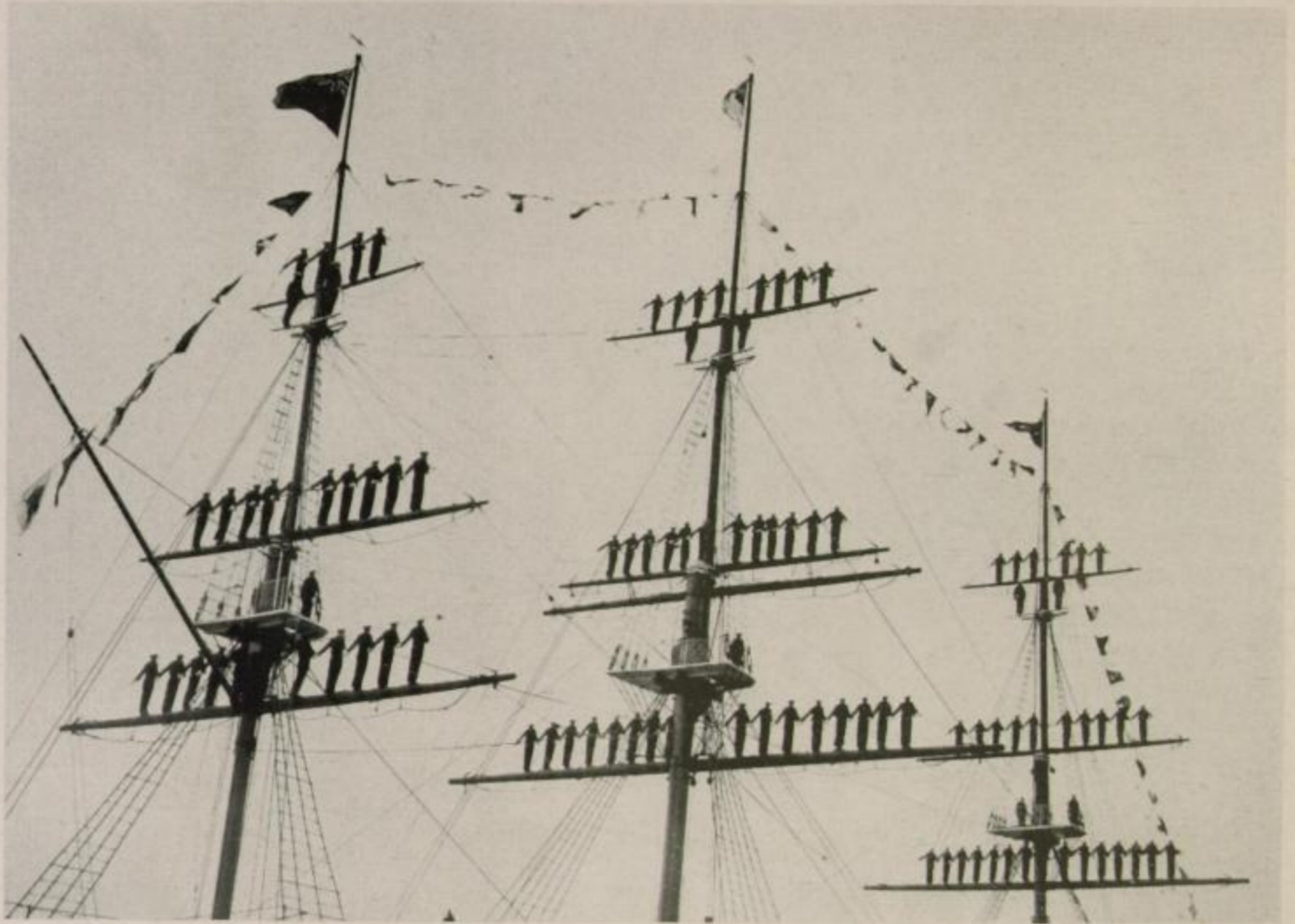
Fot. Keystone / Weltbild



Fot. Aberdeen Journals Ltd.

Der 90jährige Lord Huntly, Englands ältester Peer, im Tartan-Dreß bei den Festspielen in Aboyne (Schottland)

(Rechts der Querschnitt-Herausgeber)



Parade in Worcester

Fot. Keystone / Weltbild



Fot. Associated Press

Eduard VIII. pflanzt auf dem Gedächtnisfeld in Edinburg ein *Poppy Cross*

GROSSSTADTGEDANKEN

Von

CHESTERTON

Architektur

Architektur ist ein guter Prüfstein für die innere Kraft einer menschlichen Gemeinschaft, denn die wertvollsten Dinge der menschlichen Gesellschaft sind die unwiderruflichen — wie etwa die Ehe. Die Baukunst ist — mehr als jede andere Kunstgattung — unwiderruflich. Man kann sich ihrer schwer entledigen. Ein Bild läßt sich mit der Vorderseite zur Wand kehren; mit der Kathedrale von Rouen läßt sich das kaum bewerkstelligen. Ein Gedicht kann man in Fetzen reißen, ein Rathaus nur sehr schwer und nur in den höchsten Augenblicken echter Volkswut. Ein Bauwerk hat etwas vom Dogma an sich, es hat den herausfordernden Trotz eines Dogmas und erhebt den gleichen Anspruch auf Dauer. Man fragt oft, warum es unserer Zeit an einheitlicher charakteristischer Großstadtarchitektur mangelt, wie es etwa in der Malerei den Impressionismus gab. Warum? Weil wir zu wenig Dogmen haben. Weil wir es nicht ertragen, etwas dauerhaft und festgefügt in den Himmel ragen zu sehen, das sich nicht verändert gleich den Wolken am Himmel. Ganz zuinnerst wohnt dem Schöpferdrang, ein Bauwerk zu errichten, der verwandte köstliche Impuls inne, ein Bauwerk zu vernichten. Sie gehören zusammen. Man denke etwa an Paris: kaum anderswo sind so viele schöne öffentliche Gebäude errichtet und kaum anderswo so viele zer-

stört worden. Wenn eine Großstadt sich daran gewöhnt hat, ihre Gebäude zu erhalten, hat sie es sich bereits abgewöhnt, neue zu schaffen. Und wenn man an London denkt, mischt sich in den Seufzer, daß dort so wenig Neues gebaut wird, ein Seufzer, daß so wenige öffentliche Greuel aus dauerhaftem Material niedrigerissen werden.

Die Straße

Wenn man eine französische große oder kleine Stadt mit einer englischen vergleicht, fällt einem auf, daß sie weit häßlicher ist, bei weitem nicht so malerisch. Und dies deshalb, weil in Frankreich die Häuser ihre Stirnseite kahl, rauh und eckig der Straße zukehren, — ganz ohne Vorgarten nach englischem Geschmack, der es liebt, den Hauseingang durch Gebüsch zu schmücken und durch Stufen zu unterbrechen, also eine Art Vorraum aus Hecken zu schaffen. Der Franzose hat keine Vorgärten, er lebt der Straße näher; die Straße ist sein Vorgarten. Sie ist auch sein Esszimmer, denn er speist und trinkt auf der Straße; sein Museum, denn die Monumente auf französischen Straßen gehören nicht, wie anderswo häufig, zur schlechtesten, sondern zur besten Kunst des Landes, und sie haben zuweilen eine Geschichte, so alt und so bewegt wie die der Pyramiden. Dem Franzosen ist die Straße auch sein Parlament, denn er nimmt seine Deputiertenkammer nie so ernst wie etwa der Englän-

der das Unterhaus; denn was vermag das Geschwätz gewählter Nul- len in einem offiziellen Saal für ein Volk zu bedeuten, dessen Väter die Stimme Dantons trompetengleich unter freiem Himmel vernahmen und Victor Hugo im Zusammen-

bruch der zweiten Republik aus seinem Wagen brüllen hörten! Der Franzose ißt und trinkt auf der Straße seiner Stadt, dort kämpft er, und wenn es zu Wendepunkten der Geschichte kommt, stirbt er auf der Straße.

ENGLISCHE KURIOSA

In Leicester ist es verboten, Gemüse gegenüber einem Lebensmittelgeschäft (statt auf dem Markt) feilzuhalten.

In Belfast müssen die Kutscher in der Zeit zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr morgens vorschriftsmäßige Hüte tragen, wenn sie ihrem Verdienst nachgehen wollen.

In einigen englischen Städten ist es verboten, Strohmatte vor dem Hause auszuschütteln, in anderen, Streichhölzer an Laternenpfählen zu entzünden, anderswo, sich in Hundekämpfe zu mischen, und wenn sich die Biester noch so blutig beißen. Auch der Verkauf von Büchern, deren Ränder ein gewisses Maß übersteigen, ist hier und da verboten.

In einigen Städten gibt es den „Klub der 13“, wo bei allen nur möglichen Gelegenheiten die Zahl 13 herausgefordert wird. An Tischen mit je 13 Gästen, bedient von 13 Kellnern, die 13 Gänge servieren, wird an jedem 13. um 13 Uhr gespeist.

Dann gibt es den Klub der „First nighters“, in dem sich die „Premierentiger“ zusammenfinden, also Leute, die bei allen Premieren dabei sind, und einmal im Jahr einem Bühnenliebling ein Festessen geben. Mitglieder sind in diesem Fall nicht die wohlhabenden Kreise, sondern kleine Shop girls, Clerks, also junge Angestellte.

Typisch für den sprichwörtlichen englischen „Spleen“ ist der „Fingerklub“, wo man statt mit Messer und Gabel mit den — Fingern ißt. Also sozusagen die Parole „Zurück zur Natur!“ durchführt. Pflege alter Väter-

weise. Die Mitglieder dieses Klubs speisen einmal im Monat gemeinsam und finden ihren Hauptspaß darin, über die Ungeschicklichkeiten der Ungeübten weidlich zu lachen.

Erwähnenswert ist ferner der „Catch-Club“, gegründet vor 175 Jahren, dem wieder nur ganz exklusive Kreise angehören. Seine 30 Mitglieder frönen einmal im Jahr einem frugalen Festessen, dessen Kuriosum die „glee-songs“ sind. Trinkgesänge, die jedes Mitglied unbegleitet verzapfen muß. Als Ausgleich werden berühmte Sänger eingeladen, was als besondere Ehre gilt.

Eine gewisse Originalität kann man auch dem „Klub 1 Meter 80“ nicht absprechen, oder dem „Klub der Hundertjährigen“, dem aber auch Zeitgenossen über 80 angehören, während wirklich Hundertjährige nur selten dabei sind.

Recht exzentrisch ist auch der „Bruder-Klub“, in dem die Brüder berühmter Männer vereint sind, wo diese von Natur und Schicksal Benachteiligten ihre — erklärlichen — Minderwertigkeitsgefühle abreagieren.

Dem „Verbrecher-Klub“, dessen Mitglieder berühmte Strafrichter, Verteidiger und Kriminalgeschichten-Verfasser sind, konnte Edgar Wallace nicht angehören, weil alle 60 Plätze besetzt waren.

Auf ein kurioses Testament ging der „Club of tasty memories“ zurück. Ein wohlhabender Industrieller bestimmte nämlich, daß seine 12 besten Freunde stets an seinem Todestage zusammenkommen sollten, um bei einem nur aus den Lieblingsspeisen des Verstorbenen

zusammengesetzten Dinner seiner zu gedenken. 23 solche Dinners wurden gegeben (Kosten: 120 000 Mark!), bis der letzte der Tafelrunde starb.

Sehr klein ist der „Klub der falschen Herzen“. Ihm gehören Leute an, deren Herz nicht auf dem rechten Fleck — links — sitzt, sondern rechts. Der Klub zählt immerhin 6 Mitglieder. *Dr. L. K.*

Schottische Ballade

Seit Jahren hatte Sandy McLean den brennenden Wunsch, einmal mit einem Flugzeug zu fahren. Sandy ist der Mann, der sich einen Vollbart stehen ließ, als die vom Großvater ererbte Rasierklinge bis auf die Löcher nachgeschliffen war und der seine Frau mit einem Salzhering anwedelte, als der Arzt ihr Seeluft verordnet hatte. Da auch ansonsten die caledonische Tugend erschütternder Sparsamkeit üppige Blüten in ihm trieb — er erlernte auch die Blindenschrift, um abends ohne Licht lesen zu können —, der schöne Sport des Fliegens aber für Nichtpiloten noch immer mit erheblichen Kosten verknüpft ist, blieb Sandys Wunsch durchaus platonisch, bis er einmal den Piloten McTavish kennenlernte.

McTavish hatte Verständnis für Sandys Wunsch und seinen Kummer, und da er außerdem Humor und eine allbritische Neigung zu ausgefallenen Wetten hatte, machte er Sandy den Vorschlag, er würde ihn und seine Frau umsonst nach Paris mitnehmen, — falls Sandy während der ganzen Fahrt es fertig brächte, den Mund zu halten. Gäbe er nur einen einzigen Ton von sich, — müßte der doppelte Fahrpreis bezahlt werden.

Die Wette wurde geschlossen bei einem Black & White, den McTavish schuldig blieb, und der Flug begann. McTavish tobte mit seiner Maschine durch die Luft wie eine tollwütige Hummel, ließ sich absacken, machte Sturz-



flüge und Loopings, daß dem Zuschauer graute. Aber er verlor die Wette, denn kein Laut kam über Sandy McLeans bleiche Lippen.

In Le Bourget endlich angekommen, begrüßte der Pilot den tapferen Gewinner mit sportlichem Glückwunsch. „War wohl recht schwer, Sandy, bei all den Loopings den Mund zu halten, was?“

Sandy McLean nickte ernst und bleich. „Schwer, McTavish? Verdammt schwer, sag ich dir! Besonders, als mitten über dem Kanal meine Frau aus dem Flugzeug kippte!“ *H. Gede*

Er wird es ihm mitteilen. Zur Zeit König Wilhelms III. hatte Lord Molesworth ein Buch über Dänemark erscheinen lassen, welches großes und am dänischen Königshofe sehr unliebsames Aufsehen machte. Der dänische Gesandte in London wurde angewiesen, sich bei Wilhelm III. über seinen Untertanen auf das heftigste zu beschweren. Der König hörte sich die Zornesausbrüche ruhig an und fragte schließlich: „Was meinen Sie also, was ich da unternehmen soll?“ „Majestät“, erwiderte der Gesandte, „wenn im umgekehrten Falle das englische Staatsoberhaupt sich durch einen Dänen so beleidigt fühlen würde, so bedürfte es nur eines Wortes und mein König würde Ihnen sofort den Kopf des Übeltäters zuschicken!“ „Sie verlangen da etwas“, sagte Wilhelm III. lächelnd, „was ich lieber doch nicht tun möchte. Aber wenn Sie es wünschen, werde ich es dem Verfasser mitteilen lassen, damit er es in die nächste Auflage seines Buches schreiben kann.“

WO HÄLT DER WELTFILM?

Eindrücke von der IV. Internationalen Filmschau

Wen hat nicht schon einmal die leichte Drohung erschreckt: würde man alle Bücher der europäischen Bibliotheken aneinanderreihen, dann gäbe es einen Bücherwurm, der sich in Peking zornig in den Schwanz beißt... So ungefähr lautet die Drohung, und „Peking“ ist immer dabei. Auf der IV. Internationalen Filmschau in Venedig liefen durch drei Wochen hindurch täglich mehrere tausend Meter Weltfilm ab, aneinandergereiht gäbe das ein Zelluloidband jenseits des Fassungsvermögens eines guten Mitteleuropäers, und doch, wir sahen sie alle, diese Filme, und nicht einer riß, es sei denn an unseren Nerven.

Berichte von Überlebenden macht dieser Umstand schon interessant. Also fangen wir an: Deutschland holte sich bekanntlich die meisten Pokale und ließ im Sportfilm (*Jugend der Welt*), im Musikfilm (*Schlußakkord*), vor allem im Spielfilm (*Kaiser von Kalifornien, Traumulus, Verräter*) alles hinter sich. Seine Suprematie wäre vollkommen gewesen, wenn ein guter Lustspielfilm mitgelaufen wäre. Dabei hält Venedig gar keinen Preis für einen solchen bereit. Besser ist es ums Mitlaufen bestellt: reichlich die Hälfte aller gezeigten Streifen waren Mitläuferfilme. Wo aber hält die Spitze? Zuerst einmal: Neuland betrat sie nicht. Um den Zuschauer allmählich abzuhärten, lief nur ein amerikanischer Farbfilm an: „*The Trail of the lonesome Pine*“. In der Farbwirkung jedes noch so knallige Kattowitzer Buntdrucktaschentuch beschämend, ließ er Handlung und Kolorit bald kontrastieren, bald die eine das andere so verdrängen, daß der Jammer groß war. So blieb nur allzusehr der Farbfilm, was er vor Venedig war: problematisch. Der amerikanische Film scheint im übrigen jedoch künstlerisch einen erfreulichen Revisionsprozeß durchzumachen; *Cary Coopers* so sympathisches Lausbubengesicht zeigt sich in seinem neuesten Film „*San Franzisko*“ nur etwa ein dutzendmal leicht ins Profil gedreht, und auch das obligate Lächeln *Jeanette Macdonalds* ist rationiert worden: er mag nicht leicht gewesen sein, der Entschluß der Filmhersteller, die Allerweltsreize ihrer Lieblinge zu dosieren, um so wärmer unser Dank.

Um den Inhalt freilich der diesjährigen amerikanischen Filmproduktion ist es seltsam bestellt: nicht einer der in Venedig gelaufenen Filme spielt in der Gegenwart, und die Neue Welt könnte sich getrost ihres Adjektivs entledigen, wenn nicht der europäische Film ihr getreulich sekundiert hätte. „Nanu, wo bleibt Maria Theresia?“, dieser Ausruf eines Erneuerers bei einem Film, der im Krimkrieg spielte, war charakteristisch genug, negierte aber den Fortschritt, über die Mitte des vorigen Jahrtausends gekommen zu sein — uns schien jener indische Film „*Ewige Flamme*“ nicht nur im ewigen Einerlei seiner Handlung symptomatisch für Venedig, sondern darin vor allem, daß er um 5000 vor Christus spielte. Was wurde aber auch alles filmisch verarbeitet; Ärzte und Erfinder, die Begründerin der englischen Krankenschwesternorganisation, das Leben großer Sängerinnen, Schauspielerinnen und Ballerinen, sofern sie gebührend lange tot waren, ein Lichtstrahl: ein Revuegirl, doch siehe: das erste ihres Zeichens, und auch sie schon lange verblichen... Erfreulich immerhin die Gediegenheit, mit der die altehrwürdigen Stoffe vor uns ausgebreitet wurden; das Verliebtsein ins Detail, das noch im vorigen Jahre vorwaltete, wo jeder Riß im Taschentuch der Pompadour so verlaufen mußte, wie ihn das Original im Musée Carnavalet aufweist, ist einer zügigeren Geschichtsauffassung gewichen, der es mehr um die Atmosphäre des Einst zu tun ist.

Doch auch hier war die ersehnte Atmosphäre oft Glückssache; einen *Maria-Stuart-Film* glaubte sie aus echt schottischen Dudelsäcken heraus entwickeln zu können, kolossal, welchen Lärm diese Dinger zu entfachen imstande sind, sobald sie schlecht gespielt werden.

Das führt uns zur *Filmmusik*: ihr ist schon gar nichts eingefallen, und von der faszinierenden Begleitmusik Prof. *Honneggers* zu dem französischen Film „*Mayerling*“ abgesehen, wurden wir des Frierens bei den nächtlichen Freilichtaufführungen schon durch die aufgewärmten Leinwandklänge enthoben.

Neue Filmgesichter? Sie kamen zumeist aus den kleineren Filmländern: *Lizzi Dernburg*, eine holländische Laienspielerin, ein trotzig-schönes, straffes Mädel von sprödem Liebreiz; *Palo Bielik*, ein Slowake, dessen Spielfreudigkeit für viele matte Abende entschädigte.

Etwas ausgedehnt, die schöpferische Pause, die der Weltfilm in Venedig uns vordemonstrierte, und sein Verweilen in der jupiterbesonnenen Vergangenheit nachgerade reichlich fade. Um so größer unsere Erwartung, das nächste Jahr durch die neu entstehende Produktion nachdrücklich zurechtgewiesen, vor allem aber widerlegt zu werden.

Sven Schacht

Londoner Zeitungs-Statistik

Nach einer Statistik der Incorporated society of British advertisers verteilt sich die Zahl der Zeitungsleser mit einem Einkommen von jährlich über £ 1000 und über £ 500 wie folgt:

Evening Standard	77,287	Morning Post	22,149
The Times	55,255	Daily Sketch	18,418
Evening News	53,622	Sunday Graphic	11,657
Daily Telegraph	50,826	News of the World	10,957
Sunday Times	48,377	News Chronicle	10,025
Sunday Express	43,365	Star	7,577
Sunday Pictorial	43,015	People	6,179
Daily Mail	42,082	Sunday Referee	5,712
Daily Mirror	37,536	Daily Herald	3,030
Daily Express	34,854	Sunday Chronicle	1,166
Observer	34,621	Reynolds News	816
Sunday Dispatch	25,296	Empire News	700

Autor und Verleger. Als im Jahre 1754 Johnson seinem Verleger den letzten Bogen des „Lexikons der englischen Literatur“ abgeliefert hatte, erhielt er folgende Empfangsbestätigung: „Andreas Miller schickt beiliegend Herrn Samuel Johnson das Honorar für den letzten Bogen seines Lexikons und dankt Gott, daß er nichts mehr mit ihm zu tun hat.“

Darauf ergriff Johnson die Feder und erwiderte: „Samuel Johnson bestätigt den Empfang des vereinbarten Honorars für den letzten Bogen seines Lexikons und ist sehr erfreut zu erfahren, daß Herr Andreas Miller doch noch soviel Rechtlichkeit in sich hat, um Gott etwas zu danken.“

Vom Sinn und Unsinn kunsthistorischer Kongresse

Randbemerkungen zum 14. internationalen Kongreß für Kunstgeschichte, Schweiz, September 1936

Snobistische Sommerreise mit gelehrtem Einschlag... gegenseitiges Weihrauchspenden... endlose Klatschgeschichten in allen Sprachen, aus allen Lagern der Welt... viele höhere Töchter mit sportlicher Haltung und distinguierte Mütter, die sich geistig gebärden... junge Gelehrte, teils mit, teils ohne Namen lassen ihr Licht leuchten, um vielleicht in diesem wohlfundierten Kreis als Schwiegersohn Wurzeln zu schlagen.

Dies ist der erste Eindruck des Fremdlings, der in der Halle eines Luxushotels unversehens in das mondäne Getriebe gerät, das die internationalen Kunsthistorikerkongresse zu erzeugen pflegen.

Alle paar Jahre ereignet sich in irgendeiner europäischen Hauptstadt das gleiche: Aus allen Himmelsrichtungen kommen würdige Herren oder ganze Familien angereist; es gibt große Empfänge und intime Tees, Sonderausstellungen und Galaabende in Museen und Theatern, Autoausflüge und Ehrentrünke... und ganz nebenbei werden auch annähernd 200 wissenschaftliche Vorträge, in einigen knappen Stunden zusammengedrängt, den Kongreßteilnehmern dargeboten.

Was nützt es, daß viele der hier aufgerollten Probleme wirklich neu und interessant sind? — Ein alter Bauernspruch sagt: Mit einem Hintern kann man nicht auf zwei Hochzeiten tanzen! Auch der klügste Gelehrte kann von den 45 Vorträgen höchstens fünf hören, und auch dies nur, wenn er mit der Stoppuhr in der Hand die Termine sekundenweise abpaßt.

In der gastlichen Schweiz war es in diesen Septembertagen nicht anders. Eine eifrig beflissene Schar hetzte innerhalb einer Woche durch alle Städte des Landes, mußte in Basel das neue Museum und sieben Ausstellungen bewundern, besuchte in Zürich vier Ausstellungen und machte von hier aus kleine Exkursionen nach Winterthur und Schaffhausen, durfte aber am Abend noch nicht müde sein, denn die Herren waren zu einem Bankett der Zünfte eingeladen, während die Damen — separat, wie in der alten Türkei — vom Lyzeumklub bewirtet wurden.

Neben den vielen wissenschaftlichen Fachvorträgen, die oft das Lebenswerk eines Gelehrten in ein Resumé von 30 Minuten zusammenpressen mußten, war das interessanteste Problem die Frage nach einer besseren Erschließung der Kunst mit Hilfe der Kongresse. — Doch damit geht es ähnlich, wie mit den Predigten in der Kirche; sie richten sich gewöhnlich an die Abwesenden.

Alle Kongreßteilnehmer waren sich darüber einig, daß man die kunstfernen Kreise erfassen müsse. Man zeigte sogar eine ganze Reihe neuer Filme, die zur Museumspropaganda bestimmt sind, aber niemand kam auf folgende Lösung:

Von nun an finden keine internationalen Kunsthistorikerkongresse mehr statt. Alle Teilnehmer an diesem letzten Kongreß verpflichten sich, die namhafte Summe, die sie für Kongreßgebühren, Reisespesen, Hotelkosten und Garderobe ausgeworfen haben, jährlich einem Zentralfonds zuzuleiten. Mit diesen Mitteln könnten die Eintrittsgelder in den Museen aufgehoben, elektrische Beleuchtung angelegt und geeignetes Personal bereitgestellt werden, um allen Volkskreisen zu jeder Stunde den Besuch der Kunstsammlungen unter sachgemäßer Führung zu ermöglichen. Damit wäre endlich eine praktische und wirksame Erziehungsarbeit geleistet... Aber wohin soll man dann seine snobistische Sommerreise machen?

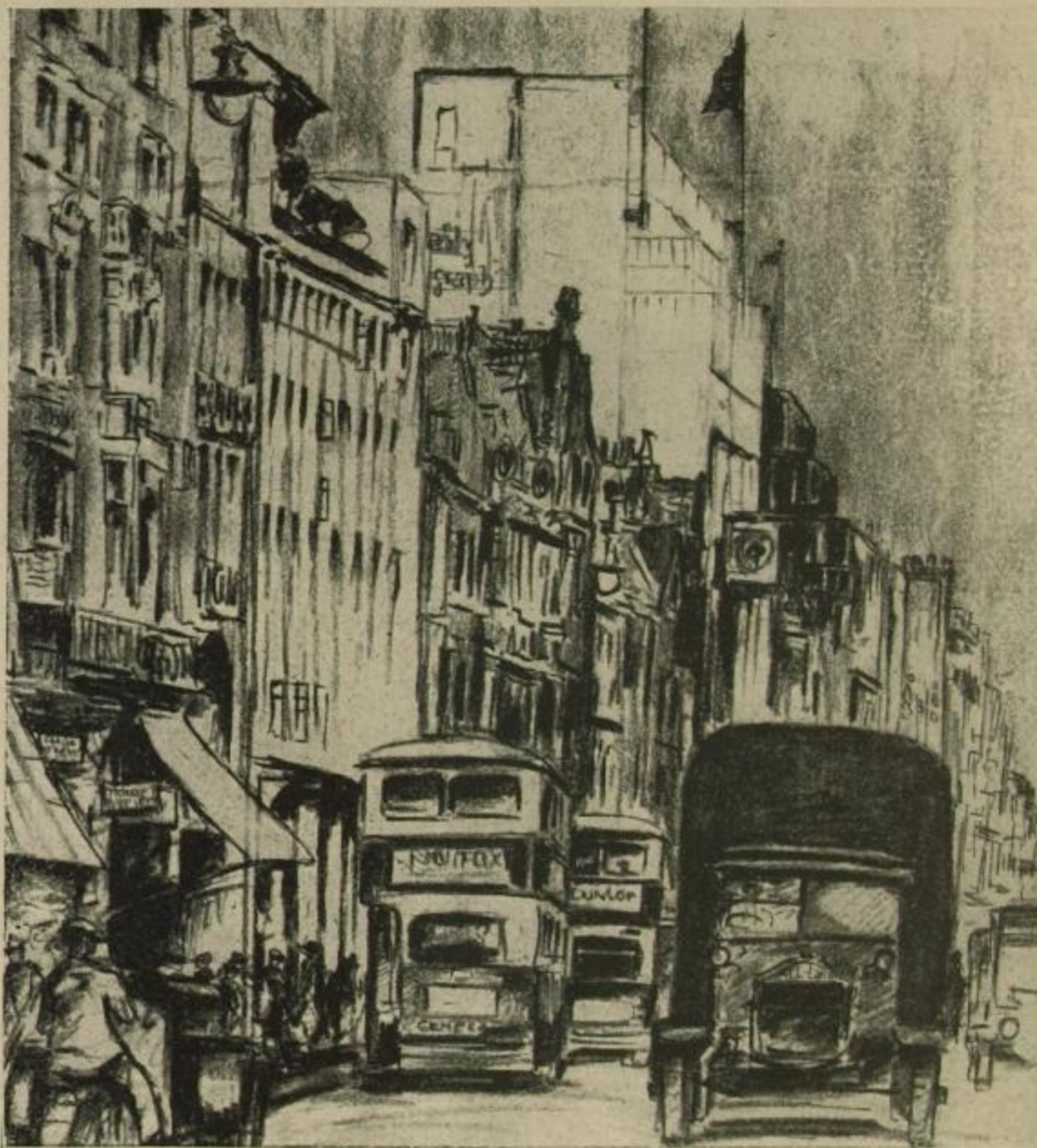
Fritz Neugaß, Paris

Vom Kunstmarkt. Die neuerliche Erwerbung von 43 Hauptstücken des einstigen Welfenschatzes durch die Staatlichen Sammlungen in Berlin beschließt ein nur scheinbar unerfreuliches Kunstmarktkapitel. Bei aller Würdigung der geschichtlichen Bedeutung dieses Reliquienschatzes des Hauses Braunschweig-Lüneburg war vorauszusehen, daß weder eine öffentliche Sammlung noch selbst ein Privatmann vom Range eines J. P. Morgan ihn geschlossen übernehmen würde. Ein derartiger Ankauf scheiterte nicht nur an den Bedingungen des letzten Herzogs von Braunschweig, sondern sehr wesentlich auch daran, daß Arbeiten unterschiedlicher Qualität übernommen werden mußten. Ein Frankfurter Händlerkonsortium erwarb schließlich diese mittelalterlichen Goldschmiedearbeiten, stellte sie 1930 in Frankfurt a. M. und Berlin vergeblich zum Verkauf und bot später 82 Objekte in Amerika an. Dort wurden bezeichnenderweise mehr Geräte der spätmittelalterlichen Zeit gekauft. Nur eigentlich das Museum in Cleveland erwarb einige der frühen Arbeiten. Eine Fehlspekulation lag offen zutage. Man verkannte das in unserer Zeit weitgespannte künstlerische Interesse, das sich nicht mehr vom Material allein blenden läßt, und ebenso das Gewicht historischer Bedeutung. Der Welfenschatz, der mit unserer Geschichte einzigartig verknüpft ist, bedeutet als solcher den anderen so gut wie nichts. Für ihn beim ersten Angebot jedoch Phantasiesummen anzulegen, hätte nur ein getrübtetes Blickfeld geschaffen. Jetzt aber war es an der Zeit, daß die Berliner Museen mit Hilfe staatlicher Stellen wenigstens die Hauptwerke dieses sagenumwobenen Schatzes sicherstellten. Ähnlich wie für uns der romantische Zauber der Landschaften C. D. Friedrichs unverrückbar ist, bleibt der Wert dieses Schatzes unverlierbar, auch wenn man weiß, daß Friedrichs Gemälde im Ausland zu angemessenen Preisen nicht abzusetzen sind.

Trotz unserer verringerten Kaufkraft muß man immer erneut feststellen, daß gute Objekte stets wieder einwandfreie Preise erzielen. Zwei kleinere Berliner Auktionen waren jetzt mit einigen ihrer Ergebnisse dafür bezeichnend. Bei der Versteigerung der Wohnungseinrichtung eines Sammlers durch Dr. E. Mandelbaum und P. P. Kronthal wurden für gotische Holzskulpturen und einige Gemälde beachtenswerte Preise erreicht. Eine Darstellung der gekrönten Maria stieg auf 2400 RM. Eine andere „Gekrönte Maria“ brachte 1050 RM., ein Holzrelief „Krönung der Maria“ 700 RM. Unter den Gemälden stiegen zwei interessante Gegenstücke „Maria Verkündigung“ und „Christi Geburt“ aus dem Kreis des Jean Belegambe auf 1200 RM., eine Darstellung „Christi am Kreuz“ eines Kölner Manieristen um 1540 brachte 615 RM. Von der Einrichtung eines Großindustriellen, die durch Gerhard Harms versteigert wurde, erzielte eine Aubusson-Garnitur 3200 RM., eine Beauvais-Tapisserie 8000 RM., eine Régence-Sofabank und ein Régence-Sessel 690 RM.

In München werden neben bayrischer Volkskunst besonders ausgewählte Gemälde und Handzeichnungen des XIX. und XX. Jahrhunderts versteigert (Kunstversteigerungshaus Weinmüller). In Luzern (Galerie Fischer) sind aus dem Bestand der Herzoglich-Sachsen-Altenburgischen Rüstkammer zwei Kinderrüstungen, ein Prunkschild und das Lederkoller Wallensteins zu nennen. Ferner griechische, etruskische und römische Antiken, und unter den Büchern, die durch Ulrico Hoepli Mailand, versteigert werden, die berühmte Ausgabe des Aesep (Neapel 1485) mit einem Schätzungspreis von 16 000 Fr., die lateinische Ausgabe von Columbus' „Epistula de insulis“, ein griechischer Evangelientext aus dem Ende des X. Jahrhunderts und interessante Zeichnungen eines unbekanntes italienischen Meisters zu Dantes „Göttlicher Komödie“.

O. Brattskoven



London, Tottenham Court Road

Werner Knoth

BLÜTENLESE IM UNKRAUTGARTEN

Best-Seller und Gutes vom englischen Büchermarkt

Rund dreitausend Romane wurden in der ersten Hälfte dieses Jahres in England veröffentlicht. Ohne einen Baedeker durch diesen tropisch-üppigen Büchergarten, der das Kraut vom Unkraut sondert, ist nicht nur der Durchschnittsleser und Leihbücherant, sondern auch der kritischere Beobachter verloren; er braucht Rat und Hinweis, Warnung vor Eintägigem und Empfehlung von Bleibendem, und zwar braucht er es in England mehr als irgendwo sonst: die Auswahl, Anzahl, Mannigfaltigkeit sind erdrückend. Und der „Best-Seller“ — vor Jahren hat einmal eine deutsche literarische Wochenschrift ein Preisausschreiben für die beste Eindeutschung des Wortes „Best-Seller“ veranstaltet: erfolglos — der Best-Seller ist, beim letzten Durchkämmen, auch meist ein Buch von gewissem fernzeitlichem, formalem oder auch nur aktuellem Wert; denn wer in dieser Wildnis sucht und hie und da Schwarz-auf-Weißes getrost mit nach Hause trägt, wird später finden,

daß seine Entdeckung auch der „Times Book Club“, der „Evening Standard“, die „Book Guild“, die „Book Society“ mit nach Hause getragen haben und einem willigen, lesehungrigen Publikum als „Buch des Monats“, als „Buch der Bücher-gilde“, als Best-Seller vorsetzen.

Schönere Literatur

Dem vorigen Jahre gegenüber hat die Ernte „Schöne Literatur“ nur wenig an Prestige, an Zahl also, eingebüßt und führt das Rennen an. Da ist zuerst *Charles Morgans* „*Sparkenbroke*“, auf das viele warteten, denen „*The Fountain*“, ein Buch, das in deutscher Übertragung einen großen Erfolg zu verzeichnen hatte, Freude bereitet hat. Seit dem Erscheinen im April wurden 30 000 Exemplare verkauft. Englands geistreiche Frau Nr. 1, *Rebekka West*, erschien nach siebenjährigem Schweigen mit dem preisgekrönten Roman „*The Thinking Reed*“ (Das denkende Schilfrohr), der romantischen Saga einer französisch-amerikanischen Eheallianz; 35 000 Exemplare. Dann die begabte, abseitige *Rosamond Lehmann* mit „*The Weather in the Streets*“ (Das Wetter in den Straßen). Ihre Geschichte eines Cambridger Studentendaseins hat ihr vor Jahren die erste Gefolgschaft gesichert: 25 000 Exemplare.

Zurück zur englischen Landschaft führt *Winifred Holtbys* „*South Riding*“, ihr letztes Buch, dessen Erfolg sie nicht mehr erleben durfte, ein Buch der Landschaft Yorkshire und der Menschen Yorkshires, mutig, human.

Den längsten Nachhall, freundlichen und bösen, wie stets, fand *Aldous Huxleys* „*Eyeless in Gaza*“. Der Titel, ein Zitat aus Miltons „*Samson Agonistes*“, beschwört die Todesqualen des geblendeten, an eine Mühle mit anderen Sklaven gefesselten Samson herauf. „Mr. Huxley“, schrieb die Kritik, „verliert niemals seine verdammende Fähigkeit zur Erkenntnis dessen, was Schein, Trug, Heuchelei ist.“ Huxley webt seine Erzählung um das Leben eines von materiellen Bindungen freien Menschen, und durch dies Leben hindurch diskutiert und illustriert Huxley die Anomalie dessen, was ein Klischee Freiheit der Person genannt hat. Bei seinem Suchen nach der Form einer individuellen Philosophie ändert er dauernd die Zeitfolge, einmal Ereignisse aus der Gegenwart beschreibend, dann zurückgreifend auf Vorkriegserlebnisse, dann wieder in unsere Zeit fallend, um die Bedeutung und Verflechtung der einzelnen Geschehnisse herauszustellen. Wieder einmal, ähnlich wie im „*Kontrapunkt des Lebens*“, werden Wissenschaft, Kunst und die menschliche Natur ohne Rücksicht und mit viel Geist seziert.

Zwei Generäle

C. S. Foresters „*The General*“, ein „Evening Standard“-Buch, ist ein glänzendes, typisch und zugleich individuell wirkendes Porträt eines „Brass Hat“, eines Berufssoldaten, von dessen Triumphen im Burenkrieg bis zum Weltkrieg. Der General ist tapfer, phantasielos, ausgezeichnet in seinem Beruf, ohne Bedeutung außerhalb der Kriegsarbeit. Und doch gelingt es Forester, durch stilistische und andere Mittel für seinen General ungewöhnliches Interesse zu erwecken.

S. Gertrude Millins zweiter Band der *Biographie des General Smuts* beschreibt die Zeit von 1917 bis zum heutigen Tag. Die Persönlichkeit dieses einzigartigen Mannes, seine Karriere als Rechtsgelehrter, Soldat, Staatsmann und Philosoph, wird in lebendig darstellenden Skizzen geschildert. Mrs. Millin hatte Erlaubnis, sowohl offizielle wie private Akten einzusehen, und genoß den Vorteil der persönlichen Revidierung seitens Smuts. Ihre Kenntnis politischer und kultureller Hintergründe ist erstaunlich.

„*Warning to Critics*“ (Warnung für Kritiker) von *Alan Melville* ist die Geschichte eines „berufsmäßigen“ Buchkritikers, der von einem seiner Opfer ermordet wird, einem unglücklichen Autor, dem die Besprechungen des Kritikers erheblich geschadet hatten. Erzähler ist der Mörder selber. *Gilbert Frankaus* „*Farewell Romance*“, *Lady Eleanor Smiths* „*Portrait of a Lady*“, um zwei weitere Best-Seller zu nennen, haben nur lokal englisches Interesse.

Abenteuer und Historisches

Ramsay MacDonald veröffentlicht neue Reise-Essays, „*At Home and Abroad*“ (Daheim und im Ausland). Seine Reisen führen über Kanada, Neufundland, Nord-Afrika und Ceylon zurück in sein schottisches Heimatland. *Ernest Hemingway*, Amerikaner, Stierkämpfer, Weltenbummler und Boxsachverständiger, dem *Dos Passos* sein Leben verdankt — „Hem“ hat ihn einmal aus einer Stierkampf-arena herausgeholt, als es dringend nötig war —, *Hemingway* gibt uns *Tanganyika* als fröhliche Jagdgründe für allerlei Hochwild. „*Green Hills of Africa*“ (Afrikas grüne Hügel) bestätigen des Autors Überzeugung, daß das Leben bis zur Neige gelebt und genossen werden muß. Der „Querschnitt“ hat über das märchenhafte Buch, in dessen Seiten mitten im Busch von dem „Querschnitt“ unter einsamen Europäern gesprochen wird, schon in Auszügen gehandelt.

Ungewöhnlichen Erfolg hüben und drüben hatte des Holländers *Johan Fabricius* historischer Roman „*Son of Marietta*“ (Mariettas Sohn), ein Buch, das zuerst in Amerika erschien, ein Blick in italienisches Leben um die Mitte des 18. Jahrhunderts. *A. E. W. Masons* „*Fire over England*“, eine Erzählung aus den Tagen der Armada, die auch gerade für die Zelluloid-Bibliothek als Film unvergänglich gemacht wird, *D. L. Murrays* „*Regency*“, *Sackville-West*s Johanna-Roman, „*Joan of Arc*“, sind ausnahmslos Best-Seller der letzten sechs Monate gewesen.

Verschiedenes

Duff Cooper, englischer Kriegsminister und geistvoller Historiker — sein prachtvolles Werk „*Talleyrand*“ hat sich deutsche Freunde in Massen erworben —, hat jetzt die zweite Hälfte einer *Haig*-Biographie herausgebracht. Auch *Eden* ist ein Freund der französischen Literatur und übersetzt in seinen spärlichen Mußbestunden *Baudelaire*-Gedichte ins Englische. *R. H. Mottram*, Autor des „Spanischen Pachthofes“, hat ein Buch „*Twenty Years After: Journey to the Western Front*“ erscheinen lassen. *Edith Sitwell* schreibt über die „Königin *Victoria*“. *T. S. Eliot*, Englands einziger lebender Dichter, dessen Verse wert sind, auswendig gelernt zu werden, veröffentlicht „*Essays Ancient and Modern*“ und greift darin *Georg Moore* heftigst und persönlichst an. *G. K. Chestertons* letztes Buch, „*As I was Saying*“ ist eine Sammlung zeitgenössischer Essays. Und *J. B. Priestleys* „*They Walk in the City*“ wird, obwohl es erst vor drei Wochen erschienen ist, zweifellos bald eine Rekordauflage präsentieren können. „*The Man who could Work Miracles*“ wurde von *H. G. Wells* in neuer Fassung als Drehbuch des augenblicklich laufenden Films herausgegeben. „Der Mann, der Wunder wirken konnte“, ist vor vierzig Jahren als eines der ersten *Wells*-schen Zukunftstraumbilder erschienen.

*

Wer Augen hat, zu sehen, der lese. Und es hat in England bis heute noch nie genug Buchdrucker gegeben. Die Nachfrage ist übergroß. Die Qualität des Gebotenen? Oft umstritten, immer wert, umstritten zu werden.

Evelyne Geesel (London)

ENGLISCHES AUF DEUTSCH

Die interessantesten Bücher der letzten Zeit über England haben seine *Minister* geschrieben. Interessant sowohl in bezug auf das, was sie schreiben, wie auf das, was sie nicht schreiben. Nicht geschrieben haben sie über *Englands Aufstieg zur Weltmacht*. Das tat ein Deutscher, namens *Anton Mayer*, der darin sehr gründlich, sehr lebendig, sehr historisch-anekdotisch zeigt, wie's die Engländer machten, als sie die Welt eroberten (*Verlagsbuchhandlung des Waisenhauses Halle, Halle a. S.*). Nicht geschrieben haben sie über *Das Inselreich*, ein Werk, das in seiner hinter sympathischem Abstand verborgenen Zuneigung und historischen Tiefgründigkeit das englische Wesen mit deutschen Augen deutet (*Reinhold Schneider im Insel-Verlag, Leipzig*). Englische Wesensdeutung — selbst durch historische Zusammenhänge hindurch liegt einem Engländer nicht, geschweige einem englischen Minister. Eher äßen sie ein Stück rohen Schinken.

Aber zum Beispiel als Kriegsminister ein Buch über einen der klügsten Diplomaten zu verfassen, den die französische Nation hervorgebracht hat, wie es *Duff Cooper* in seinem *Talleyrand* (*Insel-Verlag, Leipzig*) tat — das liegt ihnen. Besonders, wenn sich in diesem Werk die Gelegenheit bietet, einem großen Franzosen ein Denkmal zu setzen, auf dessen Sockel der französisch-englischen Freundschaft mit einer eleganten diplomatischen Verbeugung gedacht wird. Besonders auch dann, wenn in dieses Denkmal zugleich all die Tugenden mit eingraviert werden, die den gemeinsamen Traditionsbesitz diplomatisch geführter Nationen darstellen. Es wäre für jeden Deutschen, der etwas vom Waffenhandwerk der internationalen diplomatischen Kunst kennenlernen will, empfehlenswert, an Stelle tiefgründiger deutscher Englandbücher sich dieses Denkmal genau anzusehen, das der derzeitige englische Kriegsminister seinem historischen Kollegen aus Frankreich errichtet hat.

Will sich derselbe Deutsche außerdem in die politische und geistige Dynamik der englischen Geschichte versenken, so kann er es ebenfalls mit den Augen eines führenden Engländer tun. Prof. *George Macaulay Trevelyan* hat ein zweibändiges Werk „*Geschichte Englands*“ (*Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin*) verfaßt, dessen souveräner Darstellung man nach den ersten Seiten begeistert zustimmt — und das man nach den letzten dankbar für ein Stück Welterkenntnis beiseite legt. Was man hier erfährt, geht weit über den Bezirk der historischen Tatsachen hinaus. Diese werden vorausgesetzt! (Für die Engländer also gar nicht leicht zu lesen.) Für die Deutschen eine Fundgrube politischer Weisheiten, demonstriert am lebendigen Leibe der englischen Geschichte.

Hingegen ist *Duff Coopers* Kollege *Sir Samuel Hoare*, weiland Außen-, jetzt Marine-Minister, bei einem einzigen Kapitel dieser Geschichte stehengeblieben, in welchem er eine zwar nicht sehr sichtbare, aber deswegen um so wirksamere Rolle gespielt hat: bei seiner Tätigkeit als Geheimagent in Rußland während des Weltkrieges. Wir nennen das Buch (*Das vierte Siegel, Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig*), mit dem wir uns schon bei seinem Erscheinen beschäftigten, nur deswegen noch einmal an dieser Stelle, weil es mit erfreulicher Offenheit in einen Bereich hineinleuchtet, von dem sich der Laie meist eine viel zu romantische Vorstellung macht. Die Desillusionierung des geheimnisvollen Nachrichtendienstes ist dabei ebenso reizvoll wie der Realismus des Engländer, der die Welt mit den naiven Augen des Mannes ansieht, der weiß, daß der liebe Gott ein gentleman war und sie nur erschaffen hat, um den Engländern mehr Platz zu geben sich auszudehnen. Im Himmel allein wäre es bei soviel geheimem Individualismus, wie ein Engländer braucht, um glücklich zu sein, viel zu eng.

Diese Welthaltung, die nicht erfunden zu werden braucht — sie wird mit jedem britischen Staatsangehörigen neu geboren —, leuchtet sogar aus einem Werk heraus, das wir nur mit größter Ehrfurcht und Verehrung nennen wollen; aus des Obersten *T. E. Lawrence Sieben Säulen der Weisheit* (*Paul List-Verlag, Leipzig*). Der Wert dieses Werkes, dessen geistiger Gehalt nicht mit einem ganzen Essay, geschweige mit einem einzigen Satz zu umschreiben ist, liegt in unserem Zusammenhang darin: daß der Engländer *Lawrence* es fertig brachte, um seines Landes und Volkes willen gleichsam sein europäisch-englisches Gewand aus- und den Burnus des Arabers anzuziehen, in dieser magischen Verwandlung aber Engländer zu bleiben und ein ganzes Volk zum Nationalkrieg für seine eigenen und zugleich Englands Interessen zu bewegen. In diesem „*zugleich*“ liegt ein Maß von politischer Gestaltungskraft, das es in jedem Jahrhundert nur einmal gibt. *T. E. Lawrence* ist zu dieser Emanation des englischen Wesens im 20. Jahrhundert geworden, und sein Werk kennen, heißt eine der stärksten Seiten Englands kennen: die Verwandlung alles Menschlichen ins Politische. ARNOLD LITTMANN

BÜCHERQUERSCHNITT

J. E. Neale: *Königin Elisabeth.* H. Goverts-Verlag, Hamburg-Leipzig. RM. 9.60. Man hat das Buch in der hochgezüchteten Superlativsprache unserer Tage ein „atemraubendes Epos der englischen Renaissance“ genannt. Der hinreißende Schwung, mit dem hier Geschichte erzählt wurde, rechtfertigt allerdings das begeisterte Urteil. Von anderen Werken dieser Art und dieses Themas unterscheidet es sich vorteilhaft dadurch, daß es die Königin vom Herrscherthron und von der Politik aus schildert und nicht vom Boudoir und Diwan her. Es bleibt darum interessant genug.

J. A. Spender: *Great Britain. Empire and Commonwealth 1886—1935.* Verlag Cassell & Co., London. 10/6 d. Englands Geschichte läßt sich bei allem Traditionsreichtum einer geradlinigen Entwicklung in zwei Abschnitte teilen: in die Zeit vor und die nach dem Weltkrieg von 1914 bis 1918. In unübertrefflich klarer, einfacher und gespannter Sprache entwirft Spender ein Bild der großen Zeitenwende, indem er die liberale Entwicklung der Zeit bis 1914 mit all ihren Verwicklungen aber in souveräner Übersicht verfolgt und die große Wandlung des Staatsgedankens bis zum Zeitalter der konservativen Sammlung darstellt. Wenn er auch nur wenig Verständnis für dieselbe Sammlung in Deutschland und Italien aufzubringen vermag und merkwürdigerweise seinen englischen Liberalismus in dem Augenblick vergißt, da er ihn für die Beurteilung anderer Staatsformen gut gebrauchen könnte.

Halliday Sutherland: *Erleben und Bewahren.* Rowohlt-Verlag, Berlin. RM. 6.—. Wenn ein schottischer Arzt in der Tonart wohlständiger Ironie, halb puritanisch, halb katholisch (aber ganz schottisch) seinen Werdegang erzählt, so lauschen wir gern. Das Leben drüben auf der Insel hat ja einen ganz anderen Rhythmus, der uns zuweilen in jene Jahrhunderte gemeinsamer Vergangenheit zurückversetzt, die sich die traditionsgebundenen Insulaner bewahrt haben. In jedem Briten ist sie lebendig, und Sutherland beschwört sie in seinen

schönen Erinnerungen zu einer von humorvoller Distanz gezeichneten Gegenwart.

ARNOLD LITTMANN

Die Fähre. Englische Lyrik aus fünf Jahrhunderten. Übersetzt von Richard Flatter. Herbert Reichner-Verlag, Wien—Leipzig—Zürich. 1936. (RM. 3.—.) Richard Flatter übersetzt u. setzt in seiner „Fähre“ mehr als zwei Dutzend englischer Dichter über, vornehmlich solche aus dem elisabethanischen Zeitalter. Einer Reihe von ihnen ist die Überfahrt sichtbar schlecht bekommen. Ben Jonson beispielsweise ist nicht zu erkennen. Sein berühmtes „Drink to me only...“ heißt hier: „So Ihr durch's Aug' Bescheid mir gebt / Mein Aug' soll Antwort sein...“ Die glücklichste Hand bewährt der Fährmann an Madrigaltexten des 16. Jahrhunderts. Sie erreichen das Ufer unserer Sprache und haben ihre ursprüngliche Farbe und Gestalt.

FRIEDRICH LUFT

Meistverkaufte Bücher

August 1936

Goldscheider, L., Fünfhundert Selbstporträts von der Antike bis zur Gegenwart

Hackett, Francis, Franz der Erste

Bartz, K., Peter der Große

Zahn-Harnack, A. v., Adolf von Harnack

Leslie, Doris, Catherine Ducrox. Roman einer Familie (1848—1914)

Scholtz, G., Hermann von Boyen. Der Mann und sein Werk. Der Begründer der allgemeinen Wehrpflicht

Fechter, P., Sechs Wochen Deutschland

Maaß, Edg., Verdun. Roman

Mayer, A., Aufstieg zur Weltmacht. Entstehung, Entwicklung, Vollendung des britischen Weltreichs

Buschick, R., Die Eroberung der Erde. Dreitausend Jahre Entdeckungsgeschichte

Luserke, M., Obadjah und die Z K 14 oder die fröhlichen Abenteuer eines Hexenmeisters

Johann, A. E., Känguruhs, Kopra und Korallen. Fahrten und Erlebnisse in Australien und der Südsee

Bill Brandt: *The English at Home Sixty-three photographs.* Introduced by Raymond Mortimer. B. T. Batsford Ltd., London. Es bereitet immer Vergnügen, irgendwo in der Welt einen Wahlverwandten zu treffen. Dieses Buch voll saftiger, klug gesehener und noch intelligenter zusammengestellter Fotografien des englischen Lebens wird jeden Querschnitt-Kenner verwandt anmuten. Bill Brandt hat mit der Leidenschaft des Fotografen alles das vom englischen Leben in seine Kamera geholt, was familiär, vertraut und bekannt ist — und zugleich doch seltsam aussieht oder durch die Aufnahme einen ganz besonderen Reiz empfängt. Also ein englischer Hürlimann, dessen ebenbürtige Leistung wir dankbar anerkennen.

PETER LI

Mary Benedetta. *The Street Markets of London.* John Miles Publisher, London. 7 sh. 6 d. Wer einmal gründlich Londons Osten und die Vorstädte durchstreifte, wird nie jenen merkwürdigen Geruch vergessen, jene eindringliche Mischung von Grill, Teer und Gemüse. Dieser Duft steigt einem wieder in die Nase, wenn man an Hand dieses gründlichen und liebenswerten Buches jeder Sorte von Londoner Markt und Straßenhandel einen Besuch abstattet und all seinen Typen ins geschäftstüchtige „clever“ Gesicht schaut. Auch von hier aus kann man England kennenlernen. Es gehört zum Bild des Ganzen — genau so wie Piccadilly Circus, von dem aus allein es die meisten „foreigners“ zu sehen bekommen. Dort meist falsch. Hier echt und unverfälscht.

Reginald Wykeham: *1000 Idiomatiche englische Redensarten mit Erklärungen und Beispielen unter Mitarbeit von Dr. Hans Marcus,* Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung Berlin-Schöneberg, RM. 2.40. Warum nur 1000? Warum nicht 1001? Diese eine Redensart mehr auf dem Umschlag hätte auch nach außen etwas von dem intelligenten Humor verraten, der innen waltet. „There is no deception. Every thing is open and above board“: Es ist keine Verstellung dabei. Alles ist offen und ehrlich. Offen und ehrlich: „His researches break new ground on the subject“: Seine Untersuchungen erschließen Neuland auf diesem Gebiet! Dies ist aber keine Redensart — es ist unser Urteil. And I have said what's what!

ARNOLD LITTMANN

Max Bruns: „*Durchwallte Welten.*“ „*Max Bruns. Sein Wesen und sein Werk.*“ J. C. C. Bruns, Minden. (RM. 6.50.) Der sehr umfangreiche Gedichtband des Sechzigjährigen erlaubt ein abschließendes Urteil über seine dichterische Begabung. Sie ist in einer vorwegnehmenden Formel zu umschreiben als „große Vielfalt und edle Langeweile“. Der Einfluß von Rilke und George wird von einer beträchtlichen Formbegabung in Repliken umgesetzt, die das Parodistische streifen. Durchweg von überkommenen und übernommenen Formen, Bildern, Vorstellungen und Empfindungen beherrscht, findet die eigentliche Begabung des Dichters sich überall als im unerwünschten Sinne epigonisch bestätigt; ein eigener Ton wird nicht hörbar. Die erste Strophe des Gedichtes „Veröhnt“ stehe für viele:

W 8156

X ○
 Heute eine Woche her, ○
 daß ich Kaloderma —
Rasierseife gebrauchte.
 Rasiert sich tatsächlich von
 Tag zu Tag leichter und
 angenehmer!

637

„Blaues Leuchten um mich her
tropft und sickert durch die Bäume,
und mein Sinn wird müd und schwer,
und mein Herz beschleichen
Träume...“

Wir entnehmen diese Probe dem Buche
„Max Bruns. Sein Wesen und sein
Werk“, das, zu seinem 50. Geburtstag
erschienen, ihn neben Rilke und George
stellen möchte. Wir möchten ihn eher
einem anderen Dichter, zugleich einem
„der ersten Autoren des Verlages“ zu-
gesellen: Cäsar Flaischlen. PETER GAN

Carl Haensel: *Der Silberpagen.* Holle-
Verlag, Berlin. RM. 5.00. Die Entwick-
lungsjahre Heinrich von Brühls — des
Silberpagen Augusts des Starken — rol-
len vor dem geistigen Auge des Lesers
plastisch ab. Fesselnd ist das tastende
Suchen des Jünglings dargestellt, der bei
aller Ritterlichkeit doch bereits die ersten
Ansätze zur Staatsintrige zeigt. In der
Kunst, solche Intrigen zu barocken Ver-
wicklungen zu verdichten, liegt Haensels
Darstellungskraft. Zugleich entwirft er
dabei ein vielgestaltiges Bild Augusts
des Starken, seiner leidenschaftlichen
Neigungen, aber auch seiner staatspoli-
tischen Stärke.

HERBERT E. VAN MEETEREN

Dämon Himalaya. Bericht der Inter-
nationalen Karakorum-Expedition 1934.
Unter Mitarbeit von Gustav Dießl, Hettie
Dyhrenfurth, Hans Ertl, André Roch und
Dr. Hans Winzeler. Herausgegeben von
Professor Dr. Günther O. Dyhrenfurth.
Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1935.
(Geb. RM. 8.—.) 1934 machte sich die
Internationale Himalaya-Expedition auf,
um das Baltoro-Gletscher-Gebiet, den bei
weitem großartigsten Teil des Kara-
korum Himalaya, zu erforschen, zu be-
steigen und zu filmen. Die Ziele eines
jeden „Fachs“ erfüllten sich! Es gelangen
die Erstbesteigung des Golden Throne-
Ostgipfels (7250 m) und die Erstbestei-
gung der vier Gipfel der Queen Mary
(7675 m). Die Expedition brachte über-
dies einen Spielfilm nach Hause, der vor
gigantischer Bergkulisse auf dem 6250 m
hohen Conway-Sattel entstand. Schwie-
rigkeiten und Strapazen, die das glück-
liche Gesamtgelingen zu einem Rekord-
erfolg machen, sind treffend mit den
Worten „Dämon Himalaya“ umrissen.
Das so betitelte vorliegende „Logbuch
der Berge“, dem reiche Bebilderung und
ausführliche Karten gesteigerte Anschau-
lichkeit verleihen, erhält jedoch seinen

638

Neuerscheinung
Alexandra Anzerowa

Aus dem Lande der Stummen

292 Seiten

Steif broschiert RM 3.80, Leinen RM 5.-

Die ergreifende Tatsachenschilderung ei-
ner Frau, die 17 Jahre in der Sowjetunion
verbracht hat, wo sie den größten Teil dieser
Zeit in Gefängnissen und Konzentrations-
lagern festgehalten war. Schauernd lernen
wir die innerpolitischen Methoden der
U.S.R., besonders die entsetzlichen Ver-
fahrensweisen der Tscheka und der GPU,
kennen. Das Buch gibt ein ebenso er-
schütterndes wie umfassendes Bild von der
Abkürzung und Unterdrückung des ein-
zelnen im Lande des Massenmenschen und
kollektivistischen Wahns. — Die Buch-
hanlung Throsia in Wien schrieb uns:
„Man sollte das Buch zu einem Propa-
gandabuch machen, um dem abendlän-
dischen Gewissen immer wieder zu zeigen,
mit welcher sinnloser Grausamkeit der
Bolschewismus versucht, seine ‚Neue
Welt‘ zu gestalten.“

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

Verlagsverzeichnis kostenlos

Bergstadtverlag • Breslau

Nicht die Masse,

sondern einzelne kühne Seefah-
rer haben Europa zum Mittel-
punkt der Erde gemacht, ein-
zelne Männer, die schöpferische
Leistung in sich spürten u. voll-
bringen konnten. (J. v. Leer's
in den „Wirtschafts-Winken“).
Klarheit über das Wesen dieser
Leistungen und die Nutzenan-
wendung für das eigene Schaffen
vermittelt ihnen das Buch von
W. H. Hoffmann

Schöpferische Kraft

Gesetze und Wirkungen, Verwertung, Steigerung

Kein prahlerisches „Erfolgs-
buch“ sondern ein ernsthafter
Helfer für den, der zielbewußt
nach Höchstleistung strebt,
entwickelt aus der Lebens-
praxis der ganz Erfolgreichen.
Lassen Sie sich dieses inter-
essante Buch doch gleich ein-
mal zur unverbindlichen Prü-
fung kommen. 336 Seiten Text,
Format 15×21 cm, leichte
Ganzleinenband, RM 12.—

VERLAG FÜR WIRTSCHAFT
U. VERKEHR, FORKEL & Co.,
STUTTGART, PFIZERSTR. 388

Hauptreiz und -wert dadurch, daß nicht ein einzelner Expeditionsteilnehmer seine Erlebnisse und Eindrücke niederschrieb, sondern daß alle zu Worte kommen in gesonderten lebendigen Beiträgen. Dem Leser steht damit jeder nur mögliche Weg zu wirklicher Anteilnahme offen. In verschiedenen Auffassungen und Schicksalen, aus den verschiedensten Interessen und Perspektiven heraus versteht er und erlebt er, fügt er am Ende selber ohne Lücke und Frage das große und ernste Zusammenspiel einer Himalayaexpedition zum einheitlichen Bild.

LUTZ HECK

Dschung-Kue: *Der Bezwingler der bösen Teufel.* S. Fischer-Verlag, Berlin. (RM. 4.80.) Ein phantastisches Volksmärchen, das für Kinder und junge Damen stark bearbeitet werden müßte. Dann natür-

lich verlöre es seinen großen Reiz und wäre die zehntausendste Wiederholung der Fabel vom Kampf der Tugend mit der Untugend. Ein grausames Buch mit der Komik der Primitiven, aber in einem unendlich zarten und duftenden Rahmen: Die lyrische Kultur von Jahrtausenden.

WERNER FINCK

Per Imerslund: „Land Noruega.“ Insel-Verlag, Leipzig 1936. (RM. 4.50) Im höllischen Paradies Mexico steht vor diesem jungen Norweger, der bei uns aufwuchs, die Heimat auf — klar, kühl, rufend. Sie begleitet ihn durch die Wirrnisse eines verwunschenen Landes. — Ein sauberes Erstlingswerk, aus dem unsere Sprache erstaunlich frisch und — so will es fast scheinen — verjüngt hervorgeht.

FRIEDRICH LUFT

Neuerscheinung:

Matthäus Gerster

Melodie des Herzens

120 Seiten in Pappband RM. 2.40,
in Ganzleinen RM. 3.40

Der feinsinnige Stuttgarter Erzähler zeichnet in diesem schön ausgestatteten Novellenband drei warm empfundene Schicksalsbilder. In der kleinen Geschichte von dem verlostem Kuf, die das biedermeierliche Wien mit seiner beschwingten Atmosphäre vorzaubert, erleben wir Franz Schubert und seinen heiteren Freundeskreis, während die Chopin-novelle „Nocturno“ von dem leidenschaftlichen Geist ihres Helden erfüllt ist. Eine tragische Verleumdung von Schein und Wirklichkeit, Bühnenzauber und Menschenschicksal durchweht die große Erzählung „Zerline“ mit ihrem Neben- und Ineinandergehen der Handlung des „Don Giovanni“ und der Wirklichkeit. Sie überträgt die Tragödie des Theaters ins Leben, das den versöhnlichen Ausgang der Oper nicht kennt, und überrascht durch die neuartige und geistreiche Deutung nicht nur der Figur der kleinen hübschen Bäuerin, sondern des „Don Giovanni“ überhaupt. In schöner, warm empfundener Sprache erzählt Matthäus Gerster die spannungreichen Schicksale seiner Helden, welche die Seele eines Schubertliedes, den Geist eines Chopinwerkes und die Dramatik der unvergänglichen Mozartoper atmen.

Durch jede Buchhandlung erhältlich

Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm-Donau



Tausend Ideen und Anregungen zur besseren, erfolgreichen Anzeigengestaltung birgt so ein Jahresbestand der einzigen Fachzeitschrift für das gesamte Anzeigenwesen

DIE ANZEIGE

Der kleine Preis von RM 1.50 je Monatsheft ist eine gute Kapitalanlage für jedes Geschäft. Sie wissen, bessere Anzeigen bringen höhere Umsätze. Sie werden das genau so erreichen, wenn Sie ständig einen erfahrenen Berater dafür zur Hand haben. Lassen Sie, wenn Sie noch Zweifel haben sollten, ein Probeheft kommen vom

Storch-Verlag • Reutlingen

Verantwortlich für die Schriftleitung: Edmund Franz v. Gordon, Berlin-Steglitz. — In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung: Dr. Gustav Wall, i. Fa. Buchhandlung und Zeitungsbüro Morawa & Co., Wien I. — Schriftleitung u. Anzeigenannahme: Berlin-Steglitz, Althoffplatz 4, Telefon: G9, (Albrecht) 4434. Verlag: Heinrich Jenne Verlag, Berlin-Steglitz. — Druck: Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt, K.-G., Dessau. Auslieferung: Bibliographisches Institut A. G., Leipzig. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Dr. Heinrich Jenne, Berlin-Halensee. — DA. III. Vj. 36: 16000. — Pl. 5. — Der „Querschnitt“ erscheint einmal im Monat und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt laut Postzeitungsliste. Einzelpreis 1.— RM, bei Jahresbezug (12 Hefte) 12.— RM. Preise für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25% ermäßigt.



**STAATLICHE
PORZELLANMANUFAKTUR
MEISSEN**

Neuerscheinungen

Stellius Buchhandlung u. Antiquariat

Berlin W 8, Mohrenstr. 52 / A 2, Flora 7626
(U-Bhf. Friedrichstadt) / Gegründet 1737

Größtes Antiquariatslager

*Ankauf einzelner Stücke und ganzer
Bibliotheken.*

**Der Querschnitt
wirbt Ihnen gute Kunden
und Käufer**

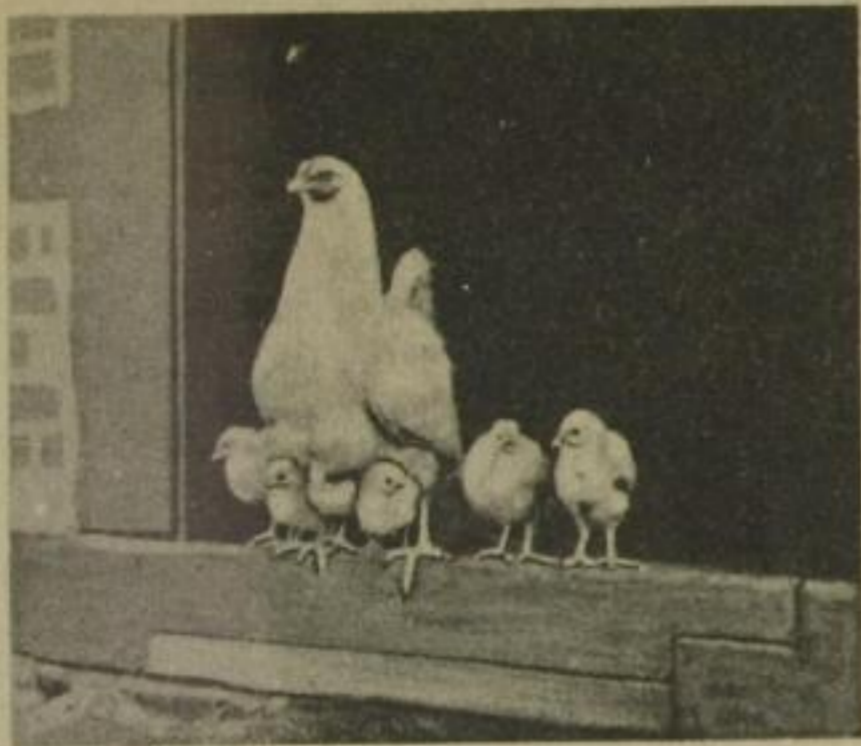
**Anzeigen im Querschnitt
haben größten Erfolg**



BAUHAUS WEIMAR MAY

Strukturen - Prägung Stil - Ornament - Flächen Blumen - Kretannes
Bevor Sie tapenzieren, lassen Sie sich die drei neuen Musterkarten dieser richtungsgebenden
Markentapeten von Ihrem Tapetenhändler vorlegen, 95 g schweres Papier, l. G. Farben.
Moderne Drucktechnik, Künstlerische Entwürfe. — Achten Sie beim Kauf auf die Schutznamen
„Bauhaus“, „Weimar“, „May“ am Rande jeder Rolle.

Tapetenfabrik Rasch, Bramsche



Fotosorgen?

So etwas haben Sie
doch nicht nötig,

denn jetzt gibt es einen erstaunlich billigen Fotoberater, den auch Sie sich leisten können. Oder glauben Sie, 25 Pfg. im Monat für Ihren Lieblingssport nicht übrig zu haben? Soviel kostet nämlich gerade ein Heft der fabelhaften Monatsschrift

DIE FOTOWELT,

die Ihnen Anregungen, Neuheitenberichte, Belehrungen und vieles mehr gibt. Ein kostenloses Probeheft wird Ihnen gern gesandt.

Und wie Sie Ihre Fotos verwerten, sagt Ihnen das Buch

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

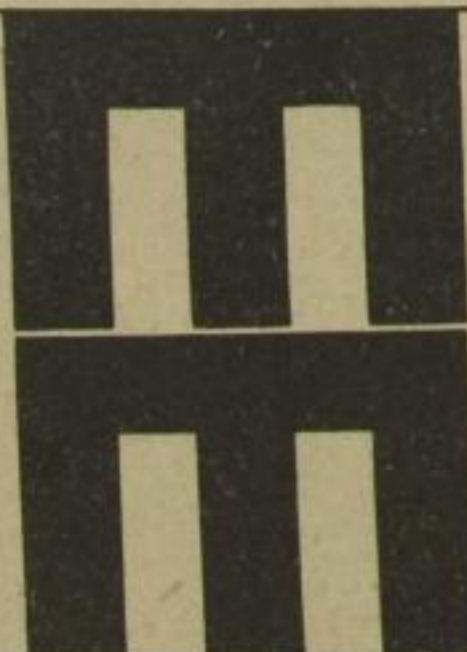
von Gerhard Isert.

Hier finden Sie nicht nur technische und bildmäßige Hinweise, sondern auch Absatzstellen, Honorarfragen usw. besprochen. Jeder Foto-Amateur darf heute seine Fotos verwerten. — Preis des Buches RM 0.75.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom

G. Hirth Verlag AG., München 2 NO

Die
Klischees
für den
Querschnitt
liefert:



Graphische Kunstanstalt
Max Mittelbach-GmbH
INH: A. GÖTZ

Berlin W57 • Bülowstraße 66 • Fernsprecher: 87-6143

Revue 34

Deutscher
Verlag
1935

Schellen, Litten & Knapel
Kunst

Deutscher Verlag

der querschnitt

liefert zur Ergänzung
der Sammlungen:

KUNST

HUMOR

SATIRE

POLITIK

ZEICHNUNGEN

BÜCHERSCHAU

THEATER

FOTOS

1935

Heft 12 „Großstadt bei Nacht“

1936

Heft 1 „Filmheft“

Heft 2 „Faschingsheft“

Heft 3 „Sammlerheft“

Heft 4 „Unfugheft“
(Berlin wie es keiner kennt)

Heft 5 „Junge Mädchen“

Heft 6 „Unsere Eltern“

Heft 7 „Wochenende“
(z. Zt. vergriffen)

HEINRICH JENNE

VERLAG

BERLIN-STEGLITZ

Althoffplatz 4

Heftpreis

1 Mark

Müller für den Verlag
1935
1291